

Karel Hruza (Hg.)

Österreichische Historiker 1900–1945

Lebensläufe und Karrieren in Österreich, Deutschland
und der Tschechoslowakei
in wissenschaftsgeschichtlichen Porträts

Böhlau Verlag Wien · Köln · Weimar

502
000:7-47



Bibliografische Information Der Deutschen Bibliothek:
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-205-77813-4

Das Werk ist urheberrechtlich geschützt. Die dadurch begründeten Rechte, insbesondere die der Übersetzung, des Nachdruckes, der Entnahme von -Abbildungen, der Funksendung, der Wiedergabe auf fotomechanischem oder -ähnlichem Wege, der Wiedergabe im Internet und der Speicherung in Datenverarbeitungsanlagen, bleiben, auch bei nur auszugsweiser Verwertung, vorbehalten.

© 2008 by Böhlau Verlag Ges.m.b.H. und Co. KG, Wien · Köln · Weimar

<http://www.bochlau.at>

<http://www.bochlau.de>

Umschlaggestaltung: Michael Haderer

Satz: Dan Šlosar

UB SALZBURG



+DM9404860X

Gedruckt auf umweltfreundlichem, chlor- und säurefrei gebleichtem Papier

Druck: Druckmanagement s.r.o., Tschechische Republik

2008:G-1948

99

Inhalt

Vorwort des Herausgebers	9
Österreichische Historiker 1900–1945. Zum Stand der Forschung von Karel Hruza	13
Johann Loserth (1846–1936). Ein „Gelehrter von Weltruf“ in Czernowitz und Graz von Pavel Soukup	39
Emil von Ottenthal (1855–1931). Diplomatiker in der Tradition Theodor von Sickels und Julius von Fickers von Susanne Lichtmannegger	73
Anton Mell (1865–1940). „Homo styriacus“ und „deutsches Vaterland“ von Gernot Peter Obersteiner	97
Raimund Friedrich Kaindl (1866–1930). Geschichte und Volkskunde im Spannungsfeld zwischen Wissenschaft und Politik von Alexander Pinwinkler	125
Alfons Dopsch (1868–1953). Die „Mannigfaltigkeit der Verhältnisse“ von Thomas Buchner	155
Harold Steinacker (1875–1965). Ein Leben für „Volk und Geschichte“ von Renate Spreitzer	191
Hans Pirchegger (1875–1973). „Der“ Landeshistoriker von Alois Kernbauer	225
Wilhelm Bauer (1877–1953). Ein Wiener Neuzeithistoriker mit vielen Gesichtern. „Deutschland ist kein ganzes Deutschland, wenn es nicht die Donau, wenn es Wien nicht besitzt“ von Martin Scheutz	247
Ludwig Bittner (1877–1945). Ein politischer Archivar von Thomas Just	283

stolzen kulturellen Leistung der Deutschen des sudetischen Gebietes, der Ost- und Südmark“⁹⁵. Dabei habe Mell, zu unrecht und „verkürzt“ mitunter als „Austriazist“ und „Nurösterreicher“ abqualifiziert, niemals das Deutschtum als Gesamtes aus dem Auge verloren, wovon allein schon sein Wirken in den deutschvölkischen Schutzvereinen und bei der Gründung einer Grazer Zweigstelle der „Deutschen Akademie“ Zeugnis ablegte. Diesem Urteil kann am Ende des vorliegenden Versuches einer Annäherung an die Persönlichkeit Anton Mells nur beigepflichtet werden.

Und so schließt sich in gewisser Weise doch der Kreis seines zeitbedingten glühenden Bekenntnisses zu einem „deutschen“ und in seinem territorialen Umfang unversehrten steirischen Heimatland, wenn demselben Band der „Zeitschrift des Historischen Vereines für Steiermark“, der den Nachruf auf Anton Mell enthält, im Hinblick auf die Annexion der 1919 slowenisch gewordenen Untersteiermark durch deutsche Truppen im Jahre 1941 ein jubelnder Leitartikel vorangestellt ist mit dem Titel: „Die Heimkehr des Unterlandes.“⁹⁶

⁹⁵ Ebd. 117.

⁹⁶ ZHVSt 35 (1942), 3. Der betreffende Text stammt wohl aus der Feder des damaligen Vereinsobmannes und Schriftleiters der „Zeitschrift“ Pirchegger.

Raimund Friedrich Kaindl (1866–1930) Geschichte und Volkskunde im Spannungsfeld zwischen Wissenschaft und Politik

von Alexander Pinwinkler



Abb. 7: Raimund Friedrich Kaindl

I. Einleitung

Raimund Friedrich Kaindl wurde 1866 in Czernowitz (Černivci, Cernăuți), der Landeshauptstadt des Kronlands Bukowina, als Sohn eines Lehrers und Fabrikanten geboren. Kaindls Großvater väterlicherseits war aus Niederösterreich in die Bukowina zugezogen. Der Vater seiner Mutter, geb. Winkler, kam ursprünglich aus Frankfurt am Main. Obgleich von seinem Vater ursprünglich zum Rechtsanwalt bestimmt, folgte Kaindl seiner „heimatkundlichen“ Neigung und studierte 1885–91 Germanistik, Geografie und Geschichte an der Universität seiner Heimatstadt. 1891–93 absolvierte er als außerordentliches Mitglied den 19. Kurs des IÖG in Wien, wo er zum Hilfswissenschaftler und Archivar ausgebildet wurde. Zu seinen Kurskollegen zählten etwa Josef Teige und Max Vancsa. 1892–96 arbeitete er als Lehrer, 1896–1901 als Professor an der Lehrerbildungsanstalt Czernowitz. 1893 habilitierte er sich mit der Studie „Beiträge zur älteren ungarischen Geschichte“ an der Universität Czernowitz. Im selben Jahr 1893 heiratete er die aus der Pfalz stammende Ludmilla Kisslinger. Aus der Ehe

ging die Tochter Lili hervor. 1901 wurde Kaindl zum außerordentlichen Professor und 1904 schließlich zum ordentlichen Professor ernannt. Im Studienjahr 1912/13 bekleidete er das Amt des Rektors der Universität Czernowitz. Von 1915 bis zu seinem Tod im Jahr 1930 wirkte Kaindl als Ordinarius für Österreichische Geschichte an der Universität Graz.

Wer sich mit dem Leben und dem wissenschaftlichen Werk des Historikers und Volkskundlers Kaindl näher auseinandersetzt, wird rasch erkennen, dass dieser sich einer schematisierenden „Einordnung“ in wissenschaftliche Denkrichtungen oder gar „Schulen“ entzieht. Kaindl verfolgte eine konzeptionell spezifische Zugangsweise zu seinen Forschungsgegenständen, die er zwischen „Geschichte“ und „Volkskunde“ ansiedelte. Wie sein Weg als Geschichtswissenschaftler, der teils im Spannungsfeld zwischen „kleindeutschen“ und „großdeutschen“ Sichtweisen der deutschen (und österreichischen) Geschichte verlief, werde ich im folgenden darlegen¹. Ich werde dabei erläutern, welche historiografischen Problemstellungen im Vordergrund von Kaindls Wirken standen, und welche methodischen Zugänge und Konzepte er entwickelte, um diese Probleme zu klären. Kaindl war ein Historiker, bei dem jeder Versuch scheitern muss, bei der Einordnung seines Handelns statische Grenzen zwischen „Wissenschaft“ und „Politik“ und zwischen „Geschichtswissenschaft“ und benachbarten kultur- und sozialwissenschaftlichen Disziplinen zu ziehen. Diese grundlegende Ambivalenz bestimmte Kaindls sozialen Habitus als politisch aktiver Gelehrter².

Welche Einschätzungen finden sich zu Kaindl in der aktuellen wissenschaftsgeschichtlichen Literatur? Welche Aspekte seines publizistischen Wirkens erweisen sich dabei am ehesten als kontrovers? Kaindls wissenschaftliche Leistungen bei der historischen Erforschung des „Karpatendeutschums“, seine ausgeprägt deutschnationale Einstellung und der damit verknüpfte politisch-zweckgerichtete Grundzug seiner Arbeiten gelten übereinstimmend als hervorstechende Merkmale seines Wirkens. Ebenso wenig ist der Befund umstritten, dass Kaindl in der deutschsprachigen Geschichtsforschung seiner Zeit eine weniger beachtete Randposition einnahm. Das wird einerseits damit erklärt, dass er bereits vor dem Ersten Weltkrieg jene in Südosteuropa verstreuten Gruppen des „Auslandsdeutschums“ untersuchte, die zu dem Zeitpunkt in den „binnendeutschen“ Geschichtswissenschaften kaum Aufmerksamkeit auf sich gezogen hatten. Andererseits manövrierte er sich mit seinen teils polemischen Angriffen gegen die „kleindeutsche“ Richtung der Geschichtswissenschaft nach 1918 zunehmend ins wissenschaftliche Abseits³.

1 Werner Lausecker und Peter Melichar danke ich herzlich für ihre kritischen Kommentare zu dem vorliegenden Artikel.

2 Zu den Verbindungen zwischen „Wissenschaft“ und „Politik“ vgl. allgemein Gangolf HÖBINGER, Gelehrte, Politik und Öffentlichkeit. Eine Intellektuellengeschichte (Göttingen 2006), sowie die Beiträge in dem Sammelband Experten und Politik: Wissenschaftliche Politikberatung in geschichtlicher Perspektive, hg. v. Stefan FISCH, Wilfried RUDLOFF (Schriftenreihe der Hochschule Speyer 168, Berlin 2004).

3 Nennenswerte Studien zu Kaindl sind: Alexander BLASE, Raimund Friedrich Kaindl (1866–1930). Leben und Werk (Veröff. des Osteuropa-Instituts München 16, Wiesbaden 1962) hier 63, der insgesamt den Anspruch erhebt, biografische und werkgeschichtliche Aspekte gleichermaßen zu be-

Im Vergleich zu diesen Bewertungen Kaindls wird der empirische Gehalt von Zuschreibungen historiografischer „Innovation“, die einige Autoren dem Czernowitzer Historiker zubilligen, weniger deutlich sichtbar. Dass Kaindl einer der wenigen Historiker in Österreich war, der seit den 1890er Jahren landesgeschichtliche Ansätze mit ethnografischen Feldforschungen verknüpfte, kann kaum bestritten werden. Nach Friedrich Gottas betrat Kaindl „Neuland“, „sowohl in der Aufarbeitung der bis dahin noch kaum erforschten heimatlichen Geschichte und Landeskunde als auch in der Anwendung neuer methodischer Forschungsansätze“. Kaindl suchte „Siedlungs- und Wirtschaftsgeschichte, Verwaltungs-, Rechts- und Kulturgeschichte“ miteinander zu kombinieren⁴. Seine dreibändige „Geschichte des Karpatendeutschums“, die gemeinhin als sein „wissenschaftliches Hauptwerk“ gilt⁵, steht in ihrer Spezifik bis heute einzig da⁶. Wer aus diesem Befund aber „innovatives“ Potential im Sinne methodologischer Neuerungen ableitet⁷, wertet seine Studien damit in einer Weise, die so nicht unbedingt stichhaltig begründet ist. Denn dass ein Historiker etwa als erster bisher unbearbeitetes

rücksichtigen. Hauke FOCKO-FOCKEN, Raimund Friedrich Kaindl als Erforscher der Deutschen in den Karpatenländern und Repräsentant großdeutscher Geschichtsschreibung (Lüneburg 1996) hier bes. 8, 48–51, und Martin FRITZ KNOR, Raimund Friedrich Kaindl und die Wiener Schule (Diplomarbeit, Wien 1998), konzentrieren sich darauf, Kaindl in der zeitgenössischen Geschichtsschreibung zu verorten. Gerhard GRIMM verfasste ein Porträt Kaindls in: NDB 11 (1977) 33. Gottas und Oberkrome problematisieren die potenzielle Innovationskraft einiger von Kaindls Arbeiten. Sie greifen damit eine Fragestellung auf, die in der wissenschaftsgeschichtlichen Forschung zu den Ursprüngen „volksgegeschichtlicher“ Traditionslinien in der deutschsprachigen Geschichtswissenschaft in den vergangenen Jahren zunehmend an Relevanz gewann: Vgl. Friedrich GOTTAS, Wo man hinblickt, liegt Neuland. Über den „karpatendeutschen“ Historiker Raimund Friedrich Kaindl (1866–1930), in: Südostdeutsches Archiv 34/35 (1991/92) 150–169, hier bes. 151–152; Willi OBERKROME, Volksgeschichte. Methodische Innovation und völkische Ideologisierung in der deutschen Geschichtswissenschaft (Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft 101, Göttingen 1993) bes. 52–55, 73–74, 76–79. – Zu Kaindl am IÖG vgl. Leo SANTIFALLER, Das Institut für österreichische Geschichtsforschung. Festgabe zur Feier des zweihundertjährigen Bestandes des Wiener Haus-, Hof- und Staatsarchivs (Veröff. des IÖG 11, Wien 1950) 117; Alphons LIOTSKY, Geschichte des Instituts für österreichische Geschichtsforschung 1854–1954 (MIOG Erg.-Bd. 17, Graz/Köln 1954) 266 Anm. 20. Siehe zuletzt knapp FRITZ FELLNER, Doris A. CORRADINI, Österreichische Geschichtswissenschaft im 20. Jahrhundert. Ein biographisch-bibliographisches Lexikon (VKGO 99, Wien/Köln/Weimar 2006) 208f.

4 GOTTAS, Neuland (wie Anm. 3) 155.

5 Diese Darstellung soll bis heute zu „den wichtigsten Arbeiten über die deutsche Siedlungs- und Kulturgeschichte im Südosten Europas“ gehören, so FOCKO-FOCKEN, Kaindl (wie Anm. 3) 5. Ähnlich argumentiert Seewann, der schreibt, dass Kaindls Geschichte der Karpatendeutschen als historische Gesamtschau „bis in die Gegenwart unüberboten geblieben“ sei, Gerhard SEEWANN, R. F. Kaindl, in: Biographisches Lexikon zur Geschichte Südosteuropas (Südosteuropäische Arbeiten 75/II, München 1976) 319–320, hier 319.

6 Raimund Friedrich KAINDL, Geschichte der Deutschen in den Karpathenländern (Allgemeine Staatengeschichte, hg. v. Karl LAMPRECHT. Dritte Abt.: Deutsche Landesgeschichten 8, hg. v. Armin TILLER) 1: Geschichte der Deutschen in Galizien bis 1772 (Gotha 1907) 2: Geschichte der Deutschen in Ungarn und Siebenbürgen bis 1763, in der Walachei und Moldau bis 1774 (Gotha 1907) 3: Geschichte der Deutschen in Galizien, Ungarn, der Bukowina und Rumänien seit etwa 1770 bis zur Gegenwart (Gotha 1911).

7 Vgl. OBERKROME, Volksgeschichte (wie Anm. 3) 52; GOTTAS, Neuland (wie Anm. 3) 155.

Aktenmaterial untersucht, muss nicht von vornherein mit einem höheren methodologischen Reflexionsgrad einhergehen.

Kaindl war einer der ersten österreichischen Historiker, der neben der Geschichte des habsburgischen Kaiserreiches bzw. der einzelnen (Kron-)Länder und den Problemen der Verfassungs-, Verwaltungs- und Rechtsgeschichte das „Volk“ als wesentliche geschichtswissenschaftliche Bezugsgröße auffasste⁸. Dieses „Faktum“ an sich ist jedoch nicht von entscheidender Bedeutung. Es sollte vielmehr untersucht werden, wie Kaindl das „Volk“ zu erfassen suchte und ob seine Darstellungsweise tatsächlich als „innovativ“ gelten kann⁹. Es ist daher danach zu fragen, ob Kaindl sich von klischeehaften Darstellungen und Wertungen dieses als „neu“ betrachteten Untersuchungsfeldes erkennbar freizuhalten suchte, oder ob er das „Volk“ nicht doch eher in den Dienst eines sozialromantisch grundierten Ethnonationalismus stellte. Abgesehen davon scheint mir eine weitere Forschungsfrage relevant zu sein, die im vorliegenden Beitrag allerdings ebenso nur andiskutiert werden kann wie der Problembereich des behaupteten innovativen Gehalts von Kaindls Arbeiten: Kann der Czernowitzer Historiker und Volkskundler als ein „Vorläufer“ späterer „Volksforscher“ oder sogar als einer der Initiatoren der deutschen „Volksgeschichte“ gelten? Präziser gefragt: Spielte Kaindls Konzeption einer Landes- und Besiedlungsgeschichte in programmatischen Überlegungen oder konzeptionellen Reflexionen deutscher „Volkshistoriker“ eine Rolle? Focko-Fooker nimmt an, dass es „Querverbindungen“ zwischen dem Werk Kaindls und der „völkischen“ Ideologie der 1920er und 1930er Jahre gegeben habe. Er hält Kaindl für nicht so radikal und antisemitisch eingestellt, wie dies bei „völkischen“ Autoren dieser Zeit oft der Fall gewesen sei¹⁰. Oberkrome sieht in dem Czernowitzer Gelehrten hingegen einen nationalistischen und zugleich in einem methodisch „innovativen“ Umfeld wirkenden „Volkshistoriker“, dessen antislawische „Karpatendeutsche Tagungen“ der „Deutsche Schutzbund“ in den 1920er Jahren zum Vorbild seiner Werbeaktivitäten genommen habe¹¹.

8 Zur Mediävistik in Österreich vgl. Reinhard HARTL, Geschichte des Mittelalters und Historische Hilfswissenschaften, in: Geschichte der österreichischen Humanwissenschaften 4: Geschichte und fremde Kulturen, hg. v. Karl ACHAM (Wien 2002) 127–159. Oberkrome stellt Kaindl in eine Reihe mit Alfons Dopsch und Oswald Redlich als jene Fachvertreter, die im Zuge des Ausbaus der „Landesgeschichte“ vor dem Ersten Weltkrieg „volksgeschichtlichen“ Zugangsweisen den Weg bahnten, vgl. OBERKROME, Volksgeschichte (wie Anm. 3) 49.

9 Zur Frage der methodischen „Innovation“ in den Geschichtswissenschaften vgl. Werner LAUSECKER, „Bevölkerung“ / „Innovation“ / Geschichtswissenschaften, in: Das Konstrukt „Bevölkerung“ vor, im und nach dem „Dritten Reich“, hg. v. Rainer MACKENSEN, Jürgen REULECKE (Wiesbaden 2005) 201–235; Alexander PINWINKLER, Zur kartografischen Inszenierung von „Volk“ und „Bevölkerung“ in der deutschen „Volksgeschichte“, in: Konstrukt „Bevölkerung“ 236–254.

10 FOCKO-FOOKER, Kaindl (wie Anm. 3) 51. Es gab (und gibt) jedoch sehr viele Ausprägungen antisemitischer Denkmuster, die sich wohl kaum bloß hinsichtlich ihrer „Radikalität“ skalieren lassen, vgl. grundlegend Peter G. J. PULZER, Die Entstehung des politischen Antisemitismus in Deutschland und Österreich 1867 bis 1914 (Göttingen 2004) bes. 165–213.

11 OBERKROME, Volksgeschichte (wie Anm. 3) 27 und 52.

II. Kritische Darstellung des wissenschaftlich-publizistischen Werks

Ungeachtet der Tatsache, dass Kaindl unterschiedliche Forschungsthemen häufig synchron nebeneinander bearbeitete, ist hervorzuheben, dass sich diachron festzumachende inhaltliche Schwerpunkte erkennen lassen, mit denen er auf aktuelle zeitgeschichtliche Entwicklungen reagierte. So lassen sich im wesentlichen zwei Phasen seiner wissenschaftlichen Tätigkeit ausmachen, die durch den Einschnitt des Jahres 1915, als Kaindl an die Universität Graz berufen wurde, deutlich voneinander getrennt werden. Vor 1915 widmete er sich vorwiegend historischen und volkskundlichen Problemen, die aus seiner Beschäftigung mit den Nationalitätenverhältnissen der Bukowina und Galiziens resultierten. Danach konzentrierte er sich auf Arbeiten, mit denen er aus einer „großdeutschen“ Sicht „kleindeutschen“ Geschichtsdeutungen entgegen wirken wollte¹². Im vorliegenden Beitrag folgt auf die Kapitel 2.1 „Geschichte und Volkskunde“ und 2.2 „Das Deutschtum in den Karpatenländern“ ein Abschnitt 2.3, in dem Kaindls publizistische Befassung mit der „großdeutschen“ und „kleindeutschen“ Geschichtsbetrachtung skizziert wird. Diese spiegelte sich in biografischer Hinsicht in Kaindls Engagement für die nationale „Schutzarbeit“ (siehe hierzu Kapitel 3).

II.1 Geschichte und Volkskunde

Den Gegenstand der herkömmlichen „Landesgeschichte“ bildeten in Österreich meist administrative Einheiten wie die habsburgischen Kronländer. Kaindl war einer der ersten österreichischen Historiker, die diese mit „volkskundlichen“ Fragestellungen und Methoden anzureichern suchten und dabei Ländergrenzen überschritten. Neben Staat/Land sollte das „Volk“ als legitimer Gegenstand historischer und volkskundlicher Forschungen treten. Alltägliche Lebensverhältnisse und kulturelle Überlieferungen, die in den ethnisch-sprachlichen Mischgebieten der Bukowina und Galiziens beobachtet werden konnten, sollten historisch-statistisch erfasst und „volkskundlich“ beschrieben werden. Kaindl betonte zwar unentwegt die angebliche deutsche Kulturmission in Osteuropa, schloss aber deswegen nicht deutschsprachige Nationalitäten aus seinen volkskundlichen Arbeiten nicht aus. Seine frühen Veröffentlichungen zu den kleineren Nationalitätengruppen der Rumänen, Lippowaner und Juden in Galizien und der Bukowina waren zu ihrer Zeit einmalig. Seine Monografie über die in den südöstlichen Waldkarpaten beheimateten Huzulen¹³, deren Drucklegung die Anthro-

12 Seine mediävistischen Studien, die in den 1890er Jahren wohl im Zusammenhang mit seiner Ausbildung am IÖG entstanden, klammere ich aus meiner folgenden Betrachtung aus. Das gleiche gilt für Kaindls letzte Buchpublikation: Raimund F. KAINDL, Geschichte und Kulturleben Deutschösterreichs von den ältesten Zeiten bis 1526. Auf Grundlage der „Geschichte Österreichs“ von Franz Martin Mayer (Wien/Leipzig 1929) (2: Von 1526–1792 [1931]; 3: Von 1792 bis nach dem Weltkrieg [1937], bearb. von Hans PIRCHGGER).

13 Die Huzulen waren mit den Ruthenen (Ukrainern) sprachlich verwandt. Raimund Friedrich KAINDL, Die Huzulen. Ihr Leben, ihre Sitten und ihre Volksüberlieferung (Wien 1893); vgl. auch ders., Haus und Hof bei den Huzulen (Wien 1896).

pologische Gesellschaft in Wien finanziell förderte, kann als „erste volkskundliche Monografie eines Volksstammes der Österreichisch-ungarischen Monarchie“¹⁴ gelten, wenn man von den Beiträgen im sogenannten „Kronprinzenwerk“ einmal absieht¹⁵. Kaindls volkskundliche Studien waren mit apologetischen Motiven verbunden und darauf ausgelegt, einerseits die entscheidende Bedeutung deutscher Kulturleistungen in den östlichen Provinzen der Monarchie aufzuzeigen, andererseits sollten sie die aus seiner Sicht verwerflichen Begründungszusammenhänge entnationalisierender ungarischer Nationalitätenpolitik verdeutlichen.

Folgt man Kaindls Lebenserinnerungen, so erwachte in ihm bereits in seiner Gymnasialzeit ein Interesse für Volksbräuche und Volksüberlieferungen in der Bukowina. Er begründete sein volkskundliches Interesse mit Argumenten, in denen er einen Zusammenhang von „Deutschtum“ und deutschen „Kulturleistungen“ postulierte: Die besonderen kolonialen Bedingungen des „Grenzlands“ ließen seiner Meinung nach „die Größe und Bedeutung deutscher Arbeit“ hier besonders augenfällig erkennen¹⁶. Die ausgeprägte „Sensibilität des randlagigen Diasporabewohners“ für kulturelle Diversifizierung in ethnischen Mischzonen, die Konrad Köstlin bei dem Volkskundler Arthur Haberlandt ausmacht¹⁷, und die auch Kaindl zugeschrieben werden kann, mag zwar seinen „ethnografischen Blick“ geschärft haben. Doch war es gerade die Akzentuierung dieses „Blicks“, die seit den letzten Jahrzehnten der Habsburgermonarchie zunehmend dazu beitrug, auch in wissenschaftlichen Diskursen nationalistischen Wahrnehmungsformen ethnisch-sozialer Beziehungsstrukturen zum Durchbruch zu verhelfen.

Die „Volkskunde“ bildete keine eigenständige Universitätsdisziplin, die als solche vorbehaltlos anerkannt gewesen wäre. „Volkskundliche“ Quellenbestände und methodische Zugangsweisen zogen das Interesse von Literatur- und Sprachwissenschaftlern, Geografen, Anthropologen, Soziologen und Historikern auf sich. Kaindl war somit einer von vielen Gelehrten unterschiedlicher fachlicher Herkunft, die sich von derartigen Forschungen erwarteten, einen vertieften Einblick in Alltagskultur und Lebensweise der ländlichen Bevölkerung zu gewinnen. Den aus ihrer Sicht erschreckenden Krisenerscheinungen der industriellen Moderne sollte die Lebensweise der unverbildeten einfachen Menschen entgegen gestellt werden. Volkskundler interessierten sich dabei in der Regel kaum für jene Schichten der Bevölkerung, die erst aufgrund der sozialen Umwälzungen der Industrialisierung entstanden waren. Der „Moderne“ hielten sie ein eher undifferenziertes Bild ländlicher Gesellschaften entgegen, das häufig ein sozialromantisch verklärtes Idealbild des „Bauern“ enthielt. Die Volkskunde, spätestens mit der unter Kaindls Mithilfe 1924 erfolgten Habilitation Viktor von Gerambs in Österreich

faktisch institutionalisiert¹⁸, entwickelte sich so zusehends zu einer „völkisch“ orientierten Legitimationswissenschaft¹⁹. Eine solchermaßen wirtschaftliche und soziale Bruchlinien harmonisierende Sicht auf „Volksgeist“ und „Volksüberlieferung“ stand jedoch vorerst im Wettbewerb mit anderen Konzeptionalisierungen von „Volkskunde“: Der Wiener Ethnologe Friedrich Salomon Krauss beispielsweise hielt es etwa für unmöglich, „die willkürlich ersonnene Scheidewand zwischen gebildeten und ungebildeten, das heißt zwischen Kultur- und primitiven Völkern aufrecht zu erhalten“²⁰. Krauss lehnte die in Österreich gegen Ende des 19. Jahrhunderts einflussreiche ethnonationalistische Spielart volkskundlicher Forschungen ab. Er blieb jedoch ein akademischer Außenseiter, dessen Stimme kaum gehört wurde²¹. Sein Beispiel deutet jedoch darauf hin, dass sich „Volkskunde“ vor dem Ersten Weltkrieg nicht unbedingt ausschließlich der Untersuchung „deutscher“ Kulturäußerungen verschrieb.

Kaindl machte zumindest in seinen frühen Studien deutlich, dass er die „Volkskunde“ nicht a priori ausschließlich der Erforschung des „Deutschtums“ widmen wollte. Ethnografische Feldforschungen, die ihn in den 1890er Jahren durch weite Teile Transkarpatiens führten, ließen ihn die drückende Notlage weiter Kreise der ländlichen Bevölkerung ungeachtet ihrer ethnischen Herkunft erkennen, die von ihren „kapitalistischen“ Arbeitgebern und von Großgrundbesitzern teils vollständig abhängig war. Seine von der Wiener Anthropologischen Gesellschaft geförderten ethnografischen Studien, die linguistische Beobachtungen und siedlungsgeschichtliche Befunde miteinander verknüpften, verband er in diesen Forschungen zudem mit der Beschreibung sozialer und wirtschaftlicher Verhältnisse. So durchwanderte er zum Beispiel die im Theissgebiet liegenden Siedlungen der ungarischen Ruthenen, die sich selbst „Rusnaken“ nannten. Wiesen, Weiden und Felder gehörten, wie Kaindl notierte, „Capitalisten“, „die mit eiserner Beharrlichkeit die Armuth des Volkes ausnützen.“²² Kaindl glaubte für die soziale Notlage der ungarischen Ruthenen die Politik der Regierung in Budapest verantwortlich machen zu können: Dieser unterstellte er, in

18 Bereits 1894 war auf Veranlassung Michael Haberlandts in Wien der „Verein für österreichische Volkskunde“ ins Leben gerufen worden.

19 Vgl. hierzu Wolfgang JACOBET, Vom „Berliner Plan“ von 1816 bis zur nationalsozialistischen Volkskunde. Ein Abriss, in: Völkische Wissenschaft. Gestalten und Tendenzen der deutschen und österreichischen Volkskunde in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, hg. v. Wolfgang JACOBET, Hanns-Jost LIXFELD, Olaf BOCKHORN (Wien/Köln/Weimar 1994) 17–30.

20 Friedrich Salomon KRAUSS, Lucian SCHERMANN, Allgemeine Methodik der Volkskunde. Berichte über Erscheinungen in den Jahren 1891–1897, in: Kritischer Jahresbericht über die Fortschritte der Romanischen Philologie IV (1899) hier 23, zitiert nach KÖSTLIN, Volkskunde (wie Anm. 17) 393.

21 Vgl. Christoph DAXELMÖLLER, Friedrich Salomo Krauss (Salomon Friedrich Kraus[s]) (1859–1938), in: Völkische Wissenschaft (wie Anm. 19) 463–476.

22 Raimund Friedrich KAINDL, Ethnologische Streifzüge in den Ostkarpathen. Beiträge zur Hausbauforschung in Oesterreich, in: Mitteilungen der anthropologischen Gesellschaft Wien 28 (1898) 223–249, hier bes. 226: Die Bauern mussten die Hälfte des Ernteertrags an die Grundbesitzer abliefern; ihr Vieh konnten sie nur gegen ein horrendes „Weidegeld“ zur Weide bringen. Die Forstarbeiter wurden von ihren Arbeitgebern gleichfalls in extremer wirtschaftlicher Abhängigkeit gehalten. Die überhöhten Preise, die sie ihren Arbeitgebern für Lebensmittel und Kleider bezahlen mussten, konnten sie von ihrem kärglichen Lohn kaum begleichen. So verschuldeten sie sich bei den Arbeitgebern, die sie dadurch weiterhin ausbeuten konnten. Den armen Juden erging es nach Kaindls

14 So Adolf MAIS, Das Verhältnis Raimund Friedrich Kaindls zur Volkskunde, in: Raimund Friedrich Kaindl 1866–1966. Kulturhistorische Ausstellung Joanneum Graz (Graz 1966) 13–18, hier 14.

15 Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild. Bde. 1–24 (Wien 1886–1902).

16 Raimund Friedrich KAINDL, [Selbstdarstellung], in: Die Geschichtswissenschaft der Gegenwart in Selbstdarstellungen [1], hg. von Sigfrid STEINBERG (Leipzig 1925) 171–205, hier 187.

17 Konrad KÖSTLIN, Volkskunde: Pathologie der Randlage, in: Geschichte der österreichischen Humanwissenschaften (wie Anm. 8) 369–414, hier 391.

bewusster Magyarisierungsabsicht „die Rusnaken der Marmarosch verschwinden zu lassen“. Diese würden „dem wirtschaftlichen Ruine preisgegeben, denn das Proletariat ist leichter zu entnationalisieren [sic!] als der angesessene Bauer“²³. Kaindls ausgeprägtes Interesse für die überwiegend im agrarischen Sektor beschäftigten Ruthenen hatte wohl zwei Gründe: Einerseits schlossen sich diese eng an die in der Bukowina kulturell führende deutschsprachige Bevölkerungsgruppe an, der ja auch Kaindl angehörte. Andererseits erwiesen sich die Ruthenen als loyale Untertanen des habsburgischen Kaiserhauses²⁴. Umso schmerzvoller dürfte es für den deutschbewussten Kaindl gewesen sein, dass große Teile der ruthenischen Bevölkerung in Transleithanien sich an die Ungarn assimilierten. Der Magyarisierungsprozess erfasste dort besonders die ruthenischen Intellektuellen, verhiß ihnen doch die Annahme der ungarischen Sprache und Kultur einen rascheren sozialen Aufstieg.

Kaindl suchte in seinen volkskundlichen Darstellungen neben ethnologischen Fragen wie gesehen auch soziale und ökonomische Zustände und Vorgänge zu behandeln. Sein Untersuchungsfokus war in diesem Kontext ethnozentrisch, d. h. er orientierte sich an der Annahme, dass „Völker“ als abgrenzbare Entitäten ethnografisch gefasst werden könnten. Hier wurde die spezifische Problematik eines methodischen Zugriffs deutlich, der wesentlich auf linguistischen und geografischen Ordnungskategorien beruhte und dabei auf ethnische Eigenheiten zurückgeführte kollektive Eigenschaften normativ verabsolutierte. Kaindl ging von einem essentialistischen Volksbegriff aus. Dieser ließ ihn solche Kategorien als Variablen heranziehen, die es ihm ermöglichten, ethnische Gruppen auf verschiedenen Kulturstufen zu verorten und diese statisch voneinander abzugrenzen²⁵. Im einzelnen ließ es sich jedoch oft schwer bestimmen, entlang welcher konkreter Grenzlinien etwa zwischen den sprachlich und familial eng miteinander verwobenen „Huzulen“ und „Rusnaken“ unterschieden werden sollte. Die Rusnaken an der oberen Theiss trennte, wie Kaindl selbst zugab, „fast nichts als der Name von den Huzulen“²⁶.

Kaindl räumte also ein, dass die dialektalen Differenzen zwischen diesen beiden Gruppen eher marginal seien. Gleichzeitig beharrte er aber darauf, dass diese Unterschiede für die Abgrenzung der einzelnen „Nationalitäten“ von entscheidender Bedeutung seien²⁷. Eine weitere Frage, die er kaum befriedigend beantworten

Bericht nicht besser. Sie mussten „bei ihren reichen Glaubensgenossen für 20–30 kr. täglich [...] arbeiten“.

23 Ebd.

24 Zu den Ruthenen vgl. Valeria HEUBERGER, Unter dem Doppeladler. Die Nationalitäten der Habsburger Monarchie 1848–1918 (Wien/München 1997) 117–129, hier 124f.

25 Vgl. Raimund Friedrich KAINDL, Die Wahrheit über die Huzulen, in: Mittheilungen der K. K. Geographischen Gesellschaft in Wien 37 (1894) 272–276, hier 272, wo Kaindl meint, dass die Huzulen einen niedrigen „Culturgrad“ aufwiesen. Da sie aber „inmitten eines wohlgeordneten Staates wohnen“, seien sie als „culturfähig“ zu betrachten.

26 KAINDL, Streifzüge (wie Anm. 22) 232.

27 „Wie die Rusnaken an der Rika durch ihr ‚u‘ statt ‚i‘ scharf gekennzeichnet werden, so kann man den Rusnaken von der Theiss durch sein ‚jo‘ und ‚nit‘ [...] unter Tausenden erkennen.“ KAINDL, Streifzüge (wie Anm. 22) 232.

konnte, war die Feststellung des Siedlungsgebiets der galizischen „Huzulen“. Hierbei erwies es sich als besonders schwierig, die Westgrenze der „Huzulen“, wo sie an die „Bojken“ angrenzten, zu ziehen. Kaindl war nicht der einzige Gelehrte, der Eigen- und Fremdzuschreibungen zu ethnischen Gruppen nebeneinander verwendete, ohne sie ausreichend voneinander zu differenzieren. Der in Lemberg (Lwów, Lwiw) tätige Ethnologe Ivan Franko bezeichnete etwa die „Bojken“ neben den „Lemken“ und den „Huzulen“ als einen der drei ethnografischen „Typen“ der ruthenischen Volksgruppe. Die Ethnografen übernahmen mit dieser Bezeichnung aber nur eine Gewohnheit der regionalen Spitznamengebung. Die als „Bojken“ Bezeichneten nannten sich selbst nämlich „Verchovynči“ was soviel wie „Gebirgsbewohner“ hieß. Dies lässt ebenso wenig a priori auf ein bei diesen Menschen vorhandenes ethnisch distinktes Gruppenbewusstsein schließen, noch sprach ihre geografisch stark zersplitterte Siedlungsweise, die Franko selbst erwähnte, unbedingt für ihre postulierte ethnische Einheitlichkeit.²⁸

Von seiner „empirischen“ Forschung her gelangte Kaindl zu einer Methodologie der Volkskunde²⁹. Seine Einführung in die Volkskunde erhielt den Untertitel „Mit besonderer Berücksichtigung ihres Verhältnisses zu den historischen Wissenschaften“. Damit verdeutlichte Kaindl den eigenwilligen Ansatzpunkt, den er aufgrund seiner zweifachen wissenschaftlichen Identität als Historiker und Volkskundler diesem Leitfaden zugrunde legte.

Sein Buch sollte für die Volkskunde Interesse wecken und die Methode dieser jungen Wissenschaft darlegen.³⁰ In Kaindls wissenschaftssystematischer Verortung der „Volkskunde“ werden zwei Komponenten deutlich: einerseits ihre Abgrenzung von der „Völkerkunde“, andererseits ihre Charakterisierung als eine notwendige Ergänzung der „Kulturgeschichte“. Die „Volkskunde“ beschränke sich, so Kaindl, auf ein bestimmtes „Volk“. Im Gegensatz zur „Völkerkunde“ („Ethnologie“), die „alle Völker der Erde in ihrem gegenseitigen Verhältnisse und ihrer Verwandtschaft“ untersuche und sie in „Rassen“ und „Stämme“ einteile, habe die „Volkskunde“ mit Recht einen einzigen ethnischen Bezugspunkt, von dem sie auszugehen habe: „Jedes Volk hat wie seine Volkskunde so auch seine in sich bestehende Geschichte; aber ebenso gibt es eine europäische und [...] eine Weltgeschichte. Wie es die Aufgabe der letzteren ist, die weltbewegenden Faktoren zu ergründen, [...] so wird die Volkskunde auf ihrer höchsten Entwicklung die den Volksgeist [...] bewegenden allgemeinen Gefühle und Gedanken [...] zu ergründen suchen, aber doch immer wieder [...] mit Bezug auf das e i n e Volk, von dem sie ausgeht. In diesem Sinne ist die Volkskunde zwar die getreueste Gehilfin der Völkervissenschaft, aber sie ist nicht mit ihr identisch, weil letztere auf einem höheren unbeschränkten Standpunkte steht“³¹.

28 Ivan FRANKO, Eine ethnologische Expedition in das Bojkenland, in: Zs. für österreichische Volkskunde 11 (1905) 17–32, hier 22–23.

29 Raimund Friedrich KAINDL, Die Volkskunde. Ihre Bedeutung, ihre Ziele und ihre Methode. Mit besonderer Berücksichtigung ihres Verhältnisses zu den historischen Wissenschaften (Wien 1903).

30 Ebd. V (Vorrede).

31 Ebd. 22.

Indem er die „Volkskunde“ in einen Kanon der Kulturwissenschaften einordnete, suchte Kaindl seine Eingrenzung potentieller volkskundlicher Forschungsobjekte auf ethnische Entitäten als einen heuristisch notwendigen Schritt darzustellen. Diesen fasste er als Teil eines Forschungsprozesses auf, der auf der Ebene der „Völkervissenschaft“ grundsätzlich in einer allgemeinen Völkerpsychologie kulminieren sollte. Seine normative Abgrenzung zwischen „Hochkultur“ und „naiver Volkskultur“, der in analoger Weise seine stark wertende Unterscheidung zwischen westlichen und „rückständigen“ osteuropäischen Kulturen entsprach³², war gleichzeitig Ausdruck eines elitären, auf „Bildung“, „Arbeit“ und „Selbständigkeit“ beruhenden bürgerlichen Selbstverständnisses³³. Kurz vor dem Ersten Weltkrieg bekannte sich Kaindl erneut zu diesem Programm, wobei er es um das Postulat ergänzte, dass die „Volkskunde“ als wissenschaftliche Disziplin politische Relevanz beanspruchen könne. Die „Volkskunde“ sollte seiner Meinung nach „abgerundete Charakteristiken der einzelnen Völker“ bieten. Erst auf dieser Grundlage könnten interethnische Vergleiche erfolgen. Im Unterschied zur Ethnologie, die „mehr den Soziologen und Geschichtsphilosophen interessieren“ würde, richte sich die „Volkskunde“, so Kaindl im Jahr 1913, als Hilfswissenschaft der Geschichte in erster Linie an Politiker und Historiker.³⁴

Die deutsche Geschichtswissenschaft hatte zu der Zeit, als Kaindl seine „Volkskunde“ veröffentlichte, den Höhepunkt ihres „Methodenstreits“, der sich an Karl Lamprechts Auffassung der „Kulturgeschichte“ entzündet hatte³⁵, bereits einige Jahre überschritten. In seiner 1903 erschienenen Programmschrift sah Kaindl, ohne sich auf den Gründer des Leipziger Instituts für Kultur- und Universalgeschichte ausdrücklich zu beziehen, in der „Volkskunde“ eine natürliche Verbündete einer „Kulturgeschichte“, die die breite Masse des Volks in den Blick nehmen sollte: „Die Volkskunde ist [...] in der Kulturgeschichte ganz unentbehrlich. Sie ist es, welche die ursprüngliche naive Stufe der menschlichen Kultur kennzeichnet, sie allein richtig erkennen läßt und vieles, was uns in älteren Berichten unverständlich erscheint, klärt“³⁶. „Neuartig“ oder „innovativ“ war Kaindl in diesem Zusammenhang wohl nur – und damit greife ich eine der eingangs gestellten Leitfragen auf –, indem er sich an eine bestimmte historiografische Strömung annäherte, die sich von der Fixierung auf hermeneutische Verfahren

32 Vgl. Raimund Friedrich Kaindl, Die Grenze zwischen west- und osteuropäischer Kultur, in: Petermanns geographische Mitteilungen 63 (1917) 6–9.

33 Vgl. hierzu u. a. Wolfgang HARDTWIG, Hochkultur des bürgerlichen Zeitalters (Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft 169, Göttingen 2005) bes. 7–21.

34 Raimund Friedrich Kaindl, Die Bedeutung der Volkskunde für Politik und Geschichte, in: Deutsche Arbeit 13 (1913) 336–339, hier 337.

35 Vgl. Louise SCHORN-SCHÜTTE, Karl Lamprecht. Kulturgeschichtsschreibung zwischen Wissenschaft und Politik (Schriftenreihe der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften 22, Göttingen 1984); Lutz RAPHAEL, Geschichtswissenschaft im Zeitalter der Extreme. Theorien, Methoden, Tendenzen vom 1900 bis zur Gegenwart (München 2003) 72–77.

36 Kaindl, Volkskunde (wie Anm. 29) 54. Einen „positivistischen“ Zugang zur historischen Forschung vertrat Kaindl in seinem Artikel Förderung der Geschichtsforschung in den österreichischen Alpenländern durch die moderne Volkskunde, in: ZHIVSt 15 (1917) 141–147, in dem er volkskundlich relevante Überlieferungen vor allem dazu heranzog, um offene Fragen der frühmittelalterlichen Siedlungsgeschichte in Österreich zu klären.

abwandte und breitere Bevölkerungsschichten kulturwissenschaftlich zu untersuchen beabsichtigte.

Genauer sollte Kaindls komparatistisches Anliegen geprüft werden. Er machte es zur methodischen Voraussetzung, dass zuerst einzelne „Völker“ nach ethnisch-kulturellen Kriterien differenziert werden müssten, ehe in einem weiteren Schritt daran gedacht werden könnte, vergleichende Analysen anzustellen. Damit begünstigte er implizit jene diskursiven Entwicklungspfade, die zur Etablierung einer „national“ und „völkisch“-ausschließend orientierten „deutschen Volkskunde“ hin führten. Kaindl betrachtete die „Volkskunde“ als eine Wissenschaft, die in Kooperation mit der Geschichtsforschung zu einer tieferen Erkenntnis volkskultureller Phänomene und Strukturen führen sollte. Aufgrund seiner späteren hauptsächlichen Beschäftigung mit der „kleindeutschen“ und der „großdeutschen“ Geschichtsauffassung, zu der ihn die politische und kulturelle Erschütterung des Ersten Weltkriegs angeregt hatte, verfolgte er dieses Arbeitsfeld nach dem Krieg jedoch nicht weiter. Eine geringere Rolle spielten genuin „volkskundliche“ Zugangsweisen schon in seinem vor 1914 erschienenen karpatendeutschen Geschichtswerk, das im folgenden Abschnitt kritisch gewürdigt werden soll.

II.2 Die „Geschichte der Deutschen in den Karpathenländern“

Kaindls „Geschichte der Deutschen in den Karpathenländern“ kann für sich in Anspruch nehmen, die erste auf ausgedehnten Aktenstudien beruhende Darstellung der deutschen Siedlungsgeschichte im Karpatengebiet zu sein³⁷. Zunächst sticht der beträchtliche Umfang dieses Werkes ins Auge, das aus drei Bänden, diese aufgeteilt in sieben Teilbände, besteht. Diese historische „Meistererzählung“ wirft jedoch die Frage auf, ob ihre Einzigartigkeit sich abgesehen von Thema und Umfang auch darauf beziehen lässt, dass sie neuartige methodische Wege gewiesen hat. Armin Tille, der Herausgeber der Schriftenreihe „Deutsche Landesgeschichten“, in der das Werk erschien, betonte die nationalpädagogische Zielsetzung der in dieser Serie erscheinenden Bücher. Jede einzelne „Deutsche Landesgeschichte“ repräsentiere „eine besondere Variation deutschen Wesens in ihrer geographischen und geschichtlichen Bedingtheit“. Erst auf dieser Grundlage sei „eine dauernde Vergleichung“ der einzelnen Länder denkbar und so eine Erfassung des deutschen „Volkscharakters“ möglich³⁸. Die „Deutschen Landesgeschichten“ erschienen in der von Karl Lamprecht herausgegebenen Reihe „Allgemeine Staatengeschichte“. Eine Parallele zu den methodisch neuartigen Leipziger Perspektiven bestand gleichwohl nur in Kaindls Interesse an volklichen Kulturäußerungen. Ansätze zu einer im engeren Sinn kulturtheoretisch gestützten „sozialwissenschaftlichen“ Analyse gesellschaftlicher Entwicklungen, wie sie die „Leipziger Schule“ der Sozial- und Geschichtswissenschaften seit dem ausge-

37 Zum Inhalt der Kaindlschen Darstellung, auf deren ausführliche Wiedergabe ich hier verzichte, vgl. BLASE, Kaindl (wie Anm. 3) 22–28; FOCKO-FOCKEN, Kaindl (wie Anm. 3) 13–20; KNOR, Kaindl, (wie Anm. 3) 35–58.

38 Armin TILLE, Vorwort des Herausgebers, in: Kaindl, Geschichte I (wie Anm. 6) VIII.

henden 19. Jahrhundert in Deutschland maßgeblich vorantrieb³⁹, blieben trotz einiger „kulturgeschichtlicher“ Affinitäten in Kaindls Werk insgesamt vernachlässigbar. Zu diesem Befund scheint zu passen, dass Kaindl zwar plante, eine „historisch-statistische Darstellung über die einzelnen Ansiedlungsorte“ zu verfassen, dass er diese aber nicht in sein Werk über die „Karpatendeutschen“ aufnahm⁴⁰.

Die konzeptionellen Grundlagen der „Geschichte der Deutschen in den Karpathenländern“ beruhten auf dem Begriff „Karpatendeutsche“. Kaindl fasste die „deutschstämmigen“ Bewohner Galiziens (Polens und Rutheniens), Ungarns (einschließlich Siebenbürgens), der Bukowina, Rumäniens (Walachei und Moldau) und Bosniens so zusammen. Seit den 1920er Jahren bezog sich dieser Begriff allgemein nur auf die in der Slowakei und Karpaten-Russland lebende deutsche Sprachgruppe⁴¹. Kaindl folgte einem bestimmten narrativen Muster, das seiner Darstellung Kohärenz verleihen sollte: Die karpatendeutsche Geschichte erschien solcherart als ein von den Anfängen der deutschen Besiedlung bis zur Gegenwart andauerndes Drama, in dem Blüte und Verfall „völkischen“ Lebens einander zyklisch abwechselten. Die einzige historische Konstante bildeten die „Völker“ des Karpatengebiets, die miteinander beständig um Boden, Raum und wirtschaftliche Entfaltungsmöglichkeiten rangen. Ihre vielschichtigen Beziehungen und Konflikte, die an der „natürlichen“ Überlegenheit der deutschen gegenüber der slawischen Bevölkerung nichts Grundlegendes zu verändern vermochten, bildeten den roten Faden seiner Erzählung. Die großen Einwanderungsschübe gaben ihr einen spannungsgeladenen Rhythmus: Denn „dreimal hat eine Hochflut deutschen Lebens die Karpathenländer durchströmt und hierbei stets im innigen Zusammenhange alle Teile dieses weiten Gebietes berührt“⁴².

Die Völkerwanderung führte erstmals Goten, Gepiden und Vandalen, Heruler, Rugier und Langobarden in die Karpatenregion. Zum zweiten Abschnitt der karpatendeutschen Geschichte zählte Kaindl die „deutsche“ Siedlung von der Zeit Karls des Großen bis zum 15. Jahrhundert. Der Einfall der Mongolen (1241) zerstörte zwar manche Ansiedlung, er bildete jedoch die Vorbedingung für eine auf neuerlicher Zuwanderung beruhende Blüte deutschen „Kulturlebens“. Konfessionelle Zwistigkeiten unter den Deutschen im Zeitalter der Reformation und Gegenreformation, wirtschaftlicher Niedergang und die osmanische Expansion führten zum neuerlichen Abbruch der Siedlungstradition. Erst die habsburgische Herrschaft drängte äußere Bedrohungen zurück und schuf im Karpatengebiet eine gesicherte Grundlage deutscher Kolonisation⁴³. Die Durchsetzung und regionale Verbreitung „deutschen“ Rechts, das Verhältnis zwischen deutschen Siedlern, einheimischen Fürsten und den Nachbarvölkern, wirtschaftliche und soziale Strukturen der Siedler bildeten in Kaindls Darstellung thematische

39 Elfriede ÜNER, Kulturtheorie an der Schwelle der Zeiten. Exemplarische Entwicklungslinien der Leipziger Schule der Sozial- und Geschichtswissenschaften, in: Archiv für Kulturgeschichte 80 (1998) 375–415, und auch Anm. 35.

40 KAINDL, Geschichte 3 (wie Anm. 6) VIII.

41 GOTTAS, Neuland (wie Anm. 3) 158. Auf die grundlegende Problematik ethnisierender Verallgemeinerungen („deutschstämmig“) geht Gottas hier nicht ein; vgl. hierzu Anm. 45.

42 KAINDL, Geschichte 1 (wie Anm. 6) XI.

43 Ebd. XI–XIV.

Schwerpunkte. Die Schilderung der historischen Entwicklung ging dabei Hand in Hand mit volkskundlichen Ausführungen, beispielsweise, wenn der Verfasser Festbräuche und Lieder der Kolonisten erwähnte.

In der Detailfülle der groß angelegten, auf urkundliche Überlieferungen gestützten Synthese spiegelte sich die Ausbildung ihres Verfassers im Geist des Wiener IÖG. Meiner oben angedeuteten Frage folgend, zu einer Einschätzung ihrer methodischen Relevanz zu gelangen, verweise ich im Folgenden auf drei Problemzonen dieses Werks. Sie sind deshalb für das Verständnis von Kaindls Darstellungsweise so wichtig, weil sie alle drei Bände gleichermaßen durchziehen. Sie deuten darauf hin, dass die „Geschichte der Deutschen in den Karpathenländern“ insgesamt stärker von einem legitimatorischen Blickwinkel geprägt ist, als in der Forschung bislang meist angenommen wurde, eine Perspektive, die „Siedlung“, „Arbeit“ und „Kultur“ durchgängig unter „deutschen“ Denkprämissen betrachtete.

Erstens kann Kaindls Unterfangen, Migrationen vom Frühmittelalter bis zur Gegenwart als eine einheitliche Bewegung zu deuten, die von einer über die Jahrhunderte hinweg gleichartigen „ethnischen“ Substanz getragen gewesen sei, als Anachronismus betrachtet werden⁴⁴. Dieser entsprach gängigen „völkischen“ Geschichtskonzeptionen. Zweitens weise ich darauf hin, dass Kaindls bildkräftige Schilderungen⁴⁵ hier bereits skizzierten rhetorischen Sinngebungsmustern folgten, die in der auf Kaindl bezogenen Literatur bislang kaum beachtet wurden. Kaindl verknüpfte derartige Deutungsmuster zu eng mit nationalistischen Bedrohungsbildern slawischer Unterwanderung, als dass sie als Ausdruck bloß unreflektierter Metaphorik gedeutet werden könnten, die politisch ansonsten indifferent gewesen wäre. Drittens verdient die Frage nach Kaindls Darstellungsweise und Bewertung interethnischer Beziehungen eine nähere Untersuchung. Hierzu soll seine „Geschichte der Karpatendeutschen“ ansatzweise im Kontext seines politisch-publizistischen Engagements für das „Karpatendeutschtum“ betrachtet werden:

Bei der dritten Tagung der „Karpatendeutschen“, die 1913 in Wien stattfand (siehe hierzu Kapitel 3.), erklärte Kaindl: „Wir wollen treue Söhne der Länder und Reiche sein, in denen wir wohnen, aber auch unser Volkstum unseren Kindern erhalten. Wir werden auf unserem Posten ausharren; wenn man uns im Stiche läßt, werden wir verbluten, weichen werden wir nicht.“⁴⁶ Kaindls bisweilen martialisch ausgemaltes „grenzlanddeutsches“ Selbst- und Sendungsbewusstsein wird hier ebenso deutlich wie in seiner Kritik an jenen gesellschaftlichen Kräften, die die im Osten ausharren-

44 Sprachwissenschaftliche Argumente, für die germanischen Stämme der Spätantike und des frühen Mittelalters eine ethnische Einheit zu postulieren, problematisiert aus historischer Sicht Walter POHL, Die Germanen (Enzyklopädie deutscher Geschichte 57, München 2000) 45–51.

45 So, wenn er beispielsweise von einer dreimaligen „Hochflut“ deutscher Siedlung sprach, oder wenn er pathetisch darauf bestand, dass das „Karpatendeutschtum“ „kein abgebrochener Zweig, kein verwehtes Blatt der deutschen Eiche“ sei, KAINDL, Geschichte 3 (wie Anm. 6) IX.

46 Zitiert nach Peter URBANITSCH, Die Deutschen in Österreich. Statistisch-deskriptiver Überblick, in: Die Habsburgermonarchie 1848–1918 3: Die Völker des Reiches, 1. Teilbd., hg. v. Adam WANDRUSZKA, Peter URBANITSCH (Wien 1980) 266.

den deutschen Kolonisten vermeintlich im Stich gelassen hatten⁴⁷. Gerade in seiner Beschwörung pangermanischer Einheit wird Kaindls integrativer Anspruch deutlich: Die „christlichen“ Deutschen der Bukowina sollten ihre konfessionellen und sozialen Trennlinien überwinden⁴⁸. Kaindl ließ erkennen, dass er neben der ungarischen vor allem die polnische Bevölkerungsgruppe als hauptsächlichen, häufig im kollektiven Singular angesprochenen Gegner der Deutschen im Karpatenraum ansah und führte zahlreiche Belege an, die den vermeintlich ungebrochenen polnischen Hass auf die Deutschen dokumentieren sollten⁴⁹. Die „Ruthenen“ ließ er hingegen weiterhin in einem recht günstigen Licht erscheinen (siehe Abschnitt 2.1).

Im Vergleich zum polnisch-deutschen Gegensatz, den er häufiger ansprach, thematisierte Kaindl das Verhältnis zwischen deutscher und jüdischer Bevölkerung in einem geringeren Maß. Kaindl betonte in seiner „Geschichte der Deutschen“, dass die konfessionellen Identitäten der evangelischen und katholischen deutschen Kolonisten prägende soziale Bindekraft entfalteten⁵⁰. Die Gruppe der jüdischen Religionsangehörigen bildete aus dieser Sicht keinen Bestandteil des als „christlich“ definierten deutschen „Volkes“. Und wenn er die „unheilvolle Wirtschaft“ eines jüdischen Pächters von Vogteirechten im Galizien des 18. Jahrhunderts beklagte, blitzte bei ihm sogar latenter Antisemitismus auf: Den angeblich „dämonische[n] Charakter“ dieses Pächters verglich er nämlich ostentativ mit Joseph Oppenheimer.⁵¹ Der württembergische Finanzberater Oppenheimer war 1738 Opfer eines antisemitisch motivierten Justizmords geworden und bildete seither immer wieder eine Projektionsfläche für antisemitische Hetze⁵².

Wie bewertete Kaindl in seiner „Geschichte der Deutschen“ die jüdische Assimilation an die deutsche Sprache und Kultur? Er schrieb zwar, dass „die Juden in der Bukowina in so überwiegender Majorität“ sich zur deutschen „Umgangssprache“ bekannten, „daß hier die Unterscheidung von christlichen und jüdischen Deutschen allgemein üblich ist“⁵³. Damit schienen die „jüdischen Deutschen“ einen Teil der deutschen Kulturgemeinschaft der Bukowina zu bilden. Um das „Deutschtum“ des Karpatengebiets in seinem Bestand zu erhalten, sollten diese wenigstens zeitweise die Rolle eines politischen Aktivpostens erfüllen. Wenn Kaindl auf „die gegenwärtige Kopfzahl der christlichen (arischen) Deutschen“ im Vergleich zu den „Juden, welche sich zur deutschen Umgangssprache bekennen“, zu sprechen kam, verwendete er aller-

47 Vgl. hierzu auch Kaindls Ausführungen in dem bis an die Gegenwart heran reichenden Bd. 3 seiner „Geschichte der Karpatendeutschen“ (wie Anm. 6) 166–184.

48 Erst der zunehmende Einfluss, den „völkische“ Strömungen bei den Deutschen bzw. die zionistische Bewegung bei den Juden erlangten, könnte dieses Konzept aus der Sicht damaliger Akteure zunehmend als unrealistisch erscheinen haben lassen, vgl. hierzu auch Deutsche Geschichte im Osten Europas. Galizien, hg. v. Isabel RÖSKAU-RYDEL (Berlin 1999) 257.

49 KAINDL, Geschichte 3 (wie Anm. 6) 166–173.

50 Vgl. ebd. 178. Zu den Nationalisierungstendenzen innerhalb der „ostjüdischen“ Bevölkerung vgl. Heiko HAUMANN, Geschichte der Ostjuden (München 1998) bes. 150–162.

51 KAINDL, Geschichte 1 (wie Anm. 6) 52.

52 Vgl. „Jud Süß“. Hofjude, literarische Figur, antisemitisches Zerrbild, hg. v. Alexandra PRZYREMBEL, Jörg SCHÖNERT (Frankfurt/M./New York 2006).

53 KAINDL, Geschichte 3 (wie Anm. 6) 408.

dings „christlich“ synonym mit „arisch“⁵⁴. Die „Abstammung“ kam unübersehbar als Kriterium „völkischer“ Abgrenzung ins Spiel, wobei die Konfessionsstatistik als geeignetes Mittel erschien, um diese zu erfassen. Kaindls Ansicht wurde noch deutlicher, als er die Frage aufwarf, wie das „Deutschtum“ am besten statistisch zu erheben sei. Er kritisierte dabei die Praxis des österreichischen Zensus, nicht die „Volkszugehörigkeit“, sondern bloß die „Umgangssprache“ zu erheben⁵⁵.

Kaindls „karpatendeutsches“ Programm war im Lichte der politischen Zersplitterung der Bukowinaer Deutschen als weitgehend utopisch einzuschätzen⁵⁶. In der politischen Auseinandersetzung erwies sich Kaindl freilich als einer ihrer gemäßigten Vertreter. So bedauerte er etwa, dass „das Einvernehmen mit den Juden, das für die Erhaltung des Deutschtums in der Bukowina von Bedeutung ist“, „gestört“ sei⁵⁷. Die Ursache für diese Entwicklung erblickte er eher einseitig darin, dass jüdische Bürger sich nicht mehr nur der deutschen Sprache, sondern auch anderen Bukowinaer Landessprachen zugewandt hätten. Wenn die „Schönerianer“ bei einer Debatte im österreichischen Reichsrat im Jahr 1905 erklärten, dass es in der Bukowina kein „lebenskräftiges“ Deutschtum gebe, weil dieses zu neunzig Prozent aus Juden bestehe⁵⁸, dürfte das seiner Denkweise allerdings kaum entsprochen haben. So scheint es kein Zufall gewesen zu sein, dass das „Bukowinaer Volksblatt“, das die Christlichsozialen finanzierten, sich am 2. Juli 1911 mit einem Angriff gegen den Czernowitzer Historiker zu profilieren suchte: Diese Zeitung behauptete mit antisemitischer Spitze, dass an der von Kaindl organisierten karpatendeutschen Tagung „der größte Teil des christlich-deutschen Volkes der Bukowina nicht beteiligt“ gewesen sei. Vielmehr habe es sich um eine Veranstaltung des „volksverderblichen judenliberalen Freisinns“ gehandelt. Das selbe Blatt beschuldigte ferner den „Verein der christlichen Deutschen“, dem Kaindl 1911–15 als Obmann vorstand, mit jüdischen Kollegen und Parteiführern zusammen zu arbeiten⁵⁹.

54 Ebd. 387. Die rassistische und antisemitische Aufladung des Begriffs „Arier“ ist eng mit Chamberlain verknüpft, der dafür eintrat das Christentum von jüdischen Anteilen zu „reinigen“, vgl. Houston Stewart CHAMBERLAIN, Die Grundlagen des 19. Jahrhunderts. 2., verm. Aufl. (München 1902); vgl. auch Léon POLIAKOV, Der arische Mythos. Zu den Quellen von Rassismus und Nationalismus (Zürich 1971).

55 Vgl. KAINDL, Geschichte 3 (wie Anm. 6) 109 und 127. Die in Österreich beliebte Praxis, die Ergebnisse der Volkszählungen als Belege für die Verteilung der Nationalitäten heranzuziehen, stieß u. a. bei österreichischen Staatsrechtlern auf Kritik. So sprach sich z. B. Edmund BERNATZIK, Über nationale Matriken (Wien 1910) bes. 26f., dafür aus, anstelle der „Umgangssprache“ die „Nationalität“ als ein „subjektives“, kulturell zu begründendes Bekenntnis zu erheben.

56 Vgl. hierzu Michael WLADIK, Hitlers Vätergeneration. Die Ursprünge des Nationalsozialismus in der k.u.k. Monarchie (Wien/Köln/Weimar 2005).

57 KAINDL, Geschichte 3 (wie Anm. 6) 408.

58 Vgl. hierzu Habsburgermonarchie 1848–1918 (wie Anm. 46) 268–269.

59 Zitiert nach: Deutsche Geschichte im Osten Europas (wie Anm. 48) 260, 266, 269. Der Verein soll 1897 selbst in Reaktion auf die Gründung der jüdischen Hasmonäa ins Leben gerufen worden sein (ebd.).

II.3 „Großdeutsch“ versus „kleindeutsch“: Kaindl als unzeitgemäßer Erneuerer einer überwunden geglaubten Historikerkontroverse?

„Unsere Geschichtsschreibung steht seit Jahrzehnten unter dem erdrückenden Einfluß der kleindeutsch-preußischen Richtung, die den Zweck hatte, Großdeutschland zu zerschlagen und ein Kleindeutschland unter preußischer Herrschaft zu schaffen.“⁶⁰

„Genug, daß die Entwicklung seit 1866 gemeindeutscher (großdeutscher) Entwicklung wie eine Wand gegenüberstand, weil die Reichsdeutschen nicht einsahen, daß sie 1866 [...] den Deutschösterreichern eine unhaltbare Stellung überlassen hatten. [...] Vom Mutterleib losgerissen, mußten diese Deutschen und mit ihnen das von ihnen errichtete Reich verkümmern.“⁶¹

In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts reflektierte die Unterscheidung zwischen einer „großdeutschen“ von einer „kleindeutschen“ Geschichtsbetrachtung den politischen und kulturellen Antagonismus zwischen Österreich und Preußen, die gegensätzlich angelegten Konzepte eines ethnisch möglichst homogenen Nationalstaates und eines übernationalen Universalstaates⁶². Kaindl brachte diesen historiografischen Leitdiskurs nach 1918 neuerlich auf die Agenda der deutschen und österreichischen Geschichtswissenschaft. Fragen nach den Ursachen der Kriegsniederlage und der Konzeption für ein zukünftiges „Mitteleuropa“ standen nun im Vordergrund seiner Arbeiten⁶³. Kaindl kam in den 1920er Jahren im Kontext dieser Diskussion mehrfach auf die gegenwärtige politische Lage der deutschsprachigen Minderheiten in Ostmitteleuropa zu sprechen. Dabei verwob er in teils chauvinistischen Äußerungen, die bei ihm in dieser Form neuartig waren, Kommunistenfurcht, Slawophobie und Antisemitismus miteinander⁶⁴. Sein Perspektivenwechsel war von einschneidenden biografischen Erfahrungen begleitet: Die Kriegsergebnisse hatten 1915 seinen Wechsel nach Graz erzwungen. Das Verhältnis zwischen „großdeutscher“ und „kleindeutscher“

60 Raimund Friedrich KAINDL, Österreich, Preußen, Deutschland. Deutsche Geschichte in großdeutscher Beleuchtung (Wien/Leipzig 1926) V.

61 KAINDL, [Selbstdarstellung] (wie Anm. 16) 192 und 189.

62 Vgl. hierzu u. a. Fritz FELLNER, Die Historiographie zur österreichisch-deutschen Problematik als Spiegel der nationalpolitischen Diskussion, in: Österreich und die deutsche Frage im 19. und 20. Jahrhundert, hg. v. Heinrich LUTZ, Helmut RUMPLER (Wiener Beiträge zur Geschichte der Neuzeit, Wien 1982) 33–59; Gernot HEISS, Von Österreichs deutscher Vergangenheit und Aufgabe. Die Wiener Schule der Geschichtswissenschaft und der Nationalsozialismus, in: Willfähige Wissenschaft. Die Universität Wien 1938–1945, hg. v. DEMS., Siegfried MATTI, Sebastian MEISSL u. a. (Österreichische Texte zur Gesellschaftskritik 43, Wien 1989) 39–76; Gernot HEISS, Von der gesamtdeutschen zur europäischen Perspektive? Die mittlere, neuere und österreichische Geschichte, sowie die Wirtschafts- und Sozialgeschichte an der Universität Wien 1945–1955, in: Zukunft mit Altlasten. Die Universität Wien 1945 bis 1955, hg. v. DEMS., Margarete GRANDNER, Oliver RATHKOLB (Innsbruck/Wien u. a. 2005) 189–210.

63 Vgl. FOCKO-FOCKEN, Kaindl (wie Anm. 3) 25–26; zu Kaindls Selbsteckung als „großdeutscher“ Historiker vgl. ausführlich BLASE, Kaindl (wie Anm. 3) 47–67.

64 So, wenn er z. B. die „scheußliche Wildheit“ der Slawen anprangerte und die Koalition „judäomadjarischer“ Kommunisten und „verbrecherischer Dorfpaschas“ geißelte, die, durch die Friedensschlüsse ermutigt, deutsches Kulturgut enteignete. Zitiert nach OBERKROME, Volksgeschichte (wie Anm. 3) 76f.

Geschichtsauffassung verstärkt thematisierend, trat Kaindl der Ansicht entgegen, dass die Österreicher im Vergleich zu ihren deutschen Bündnispartnern eine größere Verantwortung am Zusammenbruch der Mittelmächte hätten⁶⁵. Die Kontroverse zwischen der „großdeutschen“ und der „kleindeutschen“ Richtung, in der es vor allem um die Deutung der jüngeren deutschen Geschichte ging, wies im Trauma der Kriegsniederlage somit eine aktuelle politische Dimension auf.

Kaindl betrachtete die „großdeutsche“ Einigung teleologisch als Ziel der deutschen Geschichte. Seine Kritik am vermeintlichen „kleindeutschen“ Irrweg gipfelte in seinem Buch „Österreich, Preußen, Deutschland: Deutsche Geschichte in großdeutscher Beleuchtung“⁶⁶. Den Niedergang der Habsburgermonarchie verneinte Kaindl mit ihrer politischen Trennung vom Deutschen Bund ursächlich verknüpfen zu können. Diese These war deshalb so brisant, weil sie fundamental gegen die Grundlagen preußisch-deutscher Machtpolitik opponierte. Diese hatten „kleindeutsche“ Historiker aus der Geschichte heraus zu legitimieren versucht. Indem das Deutsche Reich seine Großmachtambitionen in überseeischen Kolonien auslebte, vernachlässigte es aus der Sicht Kaindls seine kontinentalen Interessen. Die „Deutschösterreicher“, ihres Rückhalts im kolonialpolitisch gebundenen Deutschen Reich beraubt, sahen sich im Habsburgerreich demnach einer zunehmenden slawischen Nationalisierungswelle gegenüber. Kaindl warf der reichsdeutschen Politik vor, die geostrategische und „völkische“ Bedeutung der deutschen „Vorposten“ außerhalb der reichsdeutschen Grenzen völlig verkannt zu haben.

Die vorgeschobenen Siedlungen der Deutschen seien nach 1866 aufgrund des stetigen slawischen Vordringens immer mehr gefährdet worden. Die österreichischen „Alldutschen“ wiederum hätten in ihrem Bestreben, die slawische Mehrheit im Wiener Reichsrat unter allen Umständen zu brechen, nicht vor dem Vorschlag zurückgeschreckt, Bosnien und Dalmatien an Ungarn abzutreten und Galizien und die Bukowina vom österreichischen Reichsteil abzutrennen⁶⁷. Den „Alldutschen“ (um Georg von Schönerer) warf er vor, die Bedeutung dieser deutschen „Vorposten“ für das Gesamtdeutschtum nicht erkannt und die großdeutsche Einheit untergraben zu haben. Anstatt ihre soziale und konfessionelle Fragmentierung im „völkischen“ Zusammenschluss zu überwinden, mussten die deutschen Kräfte sich folglich so zersplittern, dass ihre Machtstellung im Donauraum mit dem Untergang der Habsburgermonarchie 1918 endgültig verloren ging.

Kaindls Anschauungen zur „deutschen Frage“ können kaum in dem Sinn als „originell“ angesehen werden, dass er neuartige Thesen zu den deutsch-österreichischen Beziehungen seit dem Ausscheiden Österreichs aus dem Deutschen Bund formulierte

65 Vgl. Raimund Friedrich KAINDL, War Oesterreich Deutschlands Verhängnis?, in: Eiserne Blätter 1 (1920) 751–754; DERS., Warum wir die Adria und Südtirol verloren..., in: Eiserne Blätter 2 (1921) 170–173.

66 Vgl. zum Folgenden KAINDL, Österreich (wie Anm. 60) hier bes. das Vorwort (V–X); vgl. auch DERS., 1848/49 – 1866 – 1918/19. Des deutschen Volkes Weg zur Katastrophe und seine Rettung (München 1920).

67 Siehe hierzu das „Linzer Programm“ der Deutschnationalen, 1882, § 1, vgl. Österreichische Parteiprogramme 1868–1966, hg. v. Klaus BERCHTOLD (Wien 1967) 198–203, hier 199.

hätte. Stattdessen machte er das deutsche „Volk“ apodiktisch zum höchsten Gut der deutschen Geschichte. Hinsichtlich seiner „großdeutschen“ Einstellung unterschied er sich zwar nicht wesentlich von vielen seiner Kollegen in der historischen „Zunft“. Auch können sein forciertes Eintreten für die Persistenz bäuerlicher Bindung an die „Scholle“ bei gleichzeitiger Fundamentalkritik an „Überindustrialisierung“, Verstädterung und reichsdeutscher „Überseepolitik“ und seine sozialdarwinistisch überformte Slawophobie durchaus in Diskursen der zeitgenössischen Antimoderne kontextualisiert werden⁶⁸. Kaindls ausgesprochen polemische Haltung und Schreibweise, mit der er gegen die „kleindeutsche“ Strömung ankämpfte, erregte unter Kollegen jedoch zumindest ebenso großen Unwillen wie seine methodische Vorgangsweise, die darauf ausgelegt war, monokausale historische Argumentationsmuster zu entwickeln und diese offen in den Dienst politischer Zwecke zu stellen.

Der politisch motivierte Ansatzpunkt, von dem Kaindl unübersehbar ausging, wurde in seiner Forderung deutlich, den Anschluss Österreichs an Deutschland als ein „natürliches Recht“ der Deutschen darzustellen, aber auch in seinem Aufruf, „Mittel- und Südeuropa“ „auf föderalistischer Grundlage“ zusammenzufassen⁶⁹. Sein Buch „Österreich, Preußen, Deutschland“ konnte so mehr als eine politische Streitschrift denn als ein gelehrtes Werk eingestuft werden. In diese Richtung ging jedenfalls die Kritik von Kaindls einstigem Czernowitzer Lehrer Johann Loserth, die dieser in einem Brief an den Wiener Historiker Heinrich von Srbik äußerte⁷⁰: *Es ist in seinem [=Kaindls] bekannten Sinn geschrieben, gehässig gegen alles, was irgend mit der kleindeutschen Richtung im Zusammenhang steht, pamphletartig, so daß ich besorge, es werde in der jetzigen Zeit viel Schaden anrichten*⁷¹. Und Srbiks Kollege Wilhelm Bauer⁷² glaubte in Reaktion auf dieses Buch geradezu einen *Angriffsplan* entwerfen zu müssen, um *K. so wirksam wie nur möglich entgegenzutreten*. Es sei jedoch zuallererst *Grazer Ehrensache*, den Kampf gegen Kaindl aufzunehmen⁷³. In Graz kam jedoch laut Srbik deshalb keine einheitliche Front gegen Kaindl zustande, weil Hans Pirchegger⁷⁴ unverbrüchlich zu ihm gehalten habe⁷⁵.

Kaindls Schrift „Österreich, Preußen, Deutschland“ dürfte aus der Sicht vieler seiner Kollegen nicht zuletzt aus taktischer Sicht zur Unzeit erschienen sein. Die aus Christlichsozialen und Großdeutschen bestehende österreichische Regierung

68 Vgl. zu einer Systematik von Ideen und Diskursen innerhalb der antimodernen Rechten Stefan BREUER, *Ordnungen der Ungleichheit – die deutsche Rechte im Widerstreit ihrer Ideen 1871–1945* (Darmstadt 2001).

69 KAINDL, Österreich, Preußen, Deutschland (wie Anm. 60) 319.

70 Eine überzeugende Studie zu Srbik steht noch aus.

71 Heinrich Ritter von Srbik, *Die wissenschaftliche Korrespondenz des Historikers 1912–1945*, hg. v. Jürgen KÄMMERER (Deutsche Geschichtsquellen des 19. und 20. Jahrhunderts 55, Boppard a. Rh.) 280 (Johann Loserth an Srbik, 26.05.1926).

72 Zu Bauer siehe den Beitrag in diesem Band.

73 ÖAW, Archiv, NL Wilhelm Bauer, K. 3/12, Bauer vermutlich an Srbik 29.05.1926.

74 Vgl. Hans PIRCHEGGER, [Selbstdarstellung], in: *Österreichische Geschichtswissenschaft der Gegenwart in Selbstdarstellungen 1–2*, hg. v. Nikolaus GRASS (Innsbruck 1950/51) I 77–87.

75 Srbik, *Korrespondenz* (wie Anm. 71) 286, Bernhard Seuffert an Srbik 19.06.1926.

begann nämlich Mitte der 1920er Jahre, den „Anschluss“, der im diplomatischen Sprachgebrauch freilich euphemistisch unter „Zusammenschluss“ firmierte, neuerlich aufzugreifen und durch vertrauliche Gespräche mit der deutschen Regierung zu erörtern. Zumindest kann Loserths Befürchtung, dass Kaindls tendenziös angelegtes Buch *den Gegnern der Anschlußbewegung eine willkommene Waffe sein werde*⁷⁶, in diese Richtung hin gedeutet werden. Die praktische Angleichungspolitik kam der Strategie des deutschen Außenministers Gustav Stresemann entgegen, Österreich als „Vorposten der deutschen Wirtschaft an der Donau“ zu betrachten und über die Alpenländer wirtschaftliche Brücken zu den deutschen Minderheiten in Südosteuropa zu schlagen⁷⁷. Kaindls Ausführungen lagen zwar ideologisch nahe an dieser Konzeption, konnten jedoch als kontraproduktiv erscheinen, da sie einen heiklen politischen Aushandlungsprozess zu untergraben schienen, dessen Erfolgsaussichten ohnehin als ungewiss betrachtet wurden.

Die Auseinandersetzung um Kaindl zog innerhalb der Geschichtswissenschaft weite Kreise. Die Zeitschrift „Schönere Zukunft“, das Organ des katholisch-nationalen Milieus in Österreich, bot Kaindls Befürwortern und Gegnern, aber auch ihm selbst ein Forum, auf dem Meinungsverschiedenheiten ausgetragen werden konnten. Srbik bekräftigte dort seine Methoden- und Terminologiekritik an Kaindl. Dieser übertrage Parteibezeichnungen wie „großdeutsch“ und „kleindeutsch“, die erst 1848 in der Frankfurter Paulskirche entstanden waren, auf historisch weiter zurück reichende Zeiten, die von ganz anderen Problemen bestimmt gewesen seien. Im Übrigen sei Österreichs führende Rolle in Deutschland „nicht durch Preußen allein, sondern auch durch die deutsche Nationalstaatsidee und durch das Erstarken der fremdnationalen Triebe in Österreich selbst“ zugrunde gegangen⁷⁸. Rudolf Henle, Ordinarius für römisches und bürgerliches Recht an der Universität Rostock, verteidigte Kaindl hingegen. Srbik kritisierte Kaindl zu Unrecht dafür, dass dieser aufzeige, wie die deutsche Nation ihre Entwicklung günstig gestalten hätte sollen. Gerade die „hypothetische Aufdeckung der Wege, die statt zum eingetretenen Zusammenbruche vielmehr zum Heile geführt haben würden“, sah Henle nämlich als ein methodisch durchaus gerechtfertigtes kontrafaktisches Experiment an. Dem gegenüber tat er Srbiks Position als „schwächliche[n] Relativismus“ ab⁷⁹.

76 Ebd. 281, Johann Loserth an Srbik 26.05.1926.

77 Norbert SCHAUSBERGER, *Der Griff nach Österreich. Der Anschluß* (Wien/München 1978) 128. Ende der 1920er Jahre erreichten die Angleichungskontakte ihren Höhepunkt, als das seit 1927 lebhaft diskutierte Projekt einer Zollunion zwischen den beiden Ländern verwirklicht werden sollte und nur durch eine französische Intervention gestoppt werden konnte.

78 Heinrich von SRBIK, „Unmethodische Geschichtsbetrachtung“, in: *Schönere Zukunft* 3 (1927) 104–106, hier 106, 105. Vgl. auch DERS., *Kleindeutsch und Großdeutsch. Ein kritischer Beitrag zu Kaindls Buch „Österreich, Preußen, Deutschland“*, in: *Archiv für Politik und Geschichte* 4 (1926) 251–263. Zu Srbiks Interpretation deutscher Geschichte vgl. Karen SCHÖNWÄLDER, *Heinrich von Srbik. „Gesamtdeutscher Historiker“ und „Vertrauensmann“ des nationalsozialistischen Deutschland*, in: *Geschichte der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft im Nationalsozialismus. Bestandsaufnahme und Perspektiven der Forschung 1–2*, hg. v. Doris KAUFMANN (Göttingen 2000) 2 528–544, hier 532–540.

79 Rudolf HENLE, *Unmethodische Geschichtsbetrachtung*, in: *Schönere Zukunft* 3 (1927) 37–39, hier

Trotz des Beistands, den Kaindl von einigen Historikern erfuhr⁸⁰, ist zu konstatieren, dass es Srbik gelang, Kaindl in der Historikerkunft weitgehend an den Rand zu drängen. Srbik, einer der einflussreichsten Vertreter der „Wiener Schule“ der Geschichtswissenschaft, wurde dabei von angesehenen Fachkollegen unterstützt: Loserth rückte seinen ehemaligen Schüler in die ungeliebte „schwarzgelbe“ und „klerikale“ Ecke; der Berliner Neuzeithistoriker Arnold Oskar Meyer schmähte Kaindls Rostocker Apologeten als einen „geborenen Hannoveraner“. Dessen Zugehörigkeit zur Welfenpartei sei aufgrund der Tatsache, dass er seinen Artikel „Unmethodische Geschichtsbetrachtung“ auch in der „Hannoverschen Landeszeitung“ veröffentlicht habe, kaum zu bezweifeln⁸¹.

Beim „Deutschen Historikertag“ in Graz, der im September 1927 stattfand, blieb eine offene Konfrontation der gegensätzlichen Standpunkte nicht aus. Wilhelm Mommsen hielt ein Referat, in dem er indirekt auf die Kontroverse Kaindl-Srbik-Henle einging. Mommsen suchte die unüberwindlich scheinenden Hürden, die sich zwischen einer „großdeutschen“ und einer „kleindeutschen“ Richtung in der Geschichtswissenschaft aufgebaut hatten, mit historischen Argumenten zu Fall zu bringen: Die „Großdeutschen“ des 19. Jahrhunderts seien keine einheitliche Gruppierung gewesen; bei ihnen hätten sich vielfach partikularistische und konfessionelle „Bedenken“ eingenistet. Den „Kleindeutschen“ könne man umgekehrt nicht ohne weiteres vorwerfen, gemeinsame Interessen aller Deutschen vernachlässigt zu haben. Das kleindeutsche Programm sei im Gegenteil „fast stets mit großdeutschen Zukunftszielen“ verknüpft gewesen⁸². In der sich daran anschließenden Diskussion betonte Kaindl vor allem „den großdeutsch-mitteuropäischen Charakter der alten Kaiserpolitik“. Er verlangte „eine gerechtere Wertung des Anteiles Österreichs an der deutschen Einheitsbewegung“⁸³. Darauf folgte laut Bericht der HZ eine „würdige Verwahrung [Harold] Steinackers, im Namen auch anderer Fachgenossen aus Österreich, gegen die von Kaindl beliebten Methoden und Mittel“⁸⁴. Steinacker⁸⁵ versuchte immerhin die hoch gehenden Wogen zu glätten, indem er seine eigene „karpatendeutsche“ Herkunft hervorhob. Er leitete daraus seinen Anspruch ab, „besser vielleicht als ein Binnendeutscher“ Kaindls „hervorragenden Verdienste um Geschichte und Gegenwart des südöstlichen Deutschtums zu schät-

38; ders., Im Kampf um Großdeutsch und Kleindeutsch. Relativismus und Subjektivismus in der Geschichtsauffassung, in: *Schönere Zukunft* 3 (1927) 265–267.

80 Vgl. u. a. Ignaz Philipp DENGEL, Eine „Deutsche Geschichte“ in großdeutscher Beleuchtung, in: *Schönere Zukunft* 1 (1926) 1017–1020; vgl. auch die Kaindl würdigende Äußerung des ehemaligen österreichischen Ministerpräsidenten Max von HUSSAREK, Der Deutschen Zukunft nach großdeutschem Urteile, in: *Schönere Zukunft* 1 (1926) 1135–1138.

81 Srbik, Korrespondenz (wie Anm. 71) 281, 304, Johann Loserth an Srbik 26.05.1926; Arnold Oskar Meyer an Srbik 07.07.1927; vgl. auch 209, 312, 322 die inhaltlich gleich lautenden Schreiben Gerhard Ritters, Karl Brandis und Willy Andreas' an Srbik.

82 Wilhelm MOMMSEN, Zur Beurteilung der deutschen Einheitsbewegung, in: HZ 138 (1928) 523–543, hier bes. 529, 542.

83 Bericht über die sechzehnte Versammlung Deutscher Historiker zu Graz vom 19. bis 23. September 1927 (Graz 1928) 24.

84 K. JACOB, Allgemeines, in: HZ 137 (1928) 347.

85 Zu Steinacker siehe den Beitrag in diesem Band.

zen“. Bei aller grundsätzlichen Übereinstimmung mit seinem Grazer Kollegen, wenn es um „eine gerechte geschichtliche Einschätzung Österreichs“ gehe, sehe er jedoch „die Gefahr, daß die alte kleindeutsche Einseitigkeit durch eine neue großdeutsche Einseitigkeit abgelöst wird; das wäre eine einfache Umkehrung, durch die der leidige Gegensatz nicht beseitigt, sondern verewigt würde“⁸⁶.

Mit dem Grazer Historikertag scheint der Streit um die „kleindeutsche“ und „großdeutsche“ Geschichtsauffassung seinen Höhepunkt erreicht zu haben. Er brachte auch ein gewisses Ende der Diskussion, da sich die „Wiener Schule“ der Geschichtswissenschaft innerhalb der österreichischen Historikerschaft erkennbar durchgesetzt hatte. Srbiks „gesamtdeutsche Geschichtsauffassung“ zielte darauf ab, die historischen Gegensätze zwischen Österreich und Preußen zu „verstehen“ und sie miteinander zu „versöhnen“⁸⁷. Sie hatte in reichsdeutschen Historikerkreisen ein positives Echo erfahren. Kaindls „großdeutsche“ Betrachtungsweise, die Österreichs historische Rolle gegen vermeintliche Angriffe aus Deutschland verteidigen sollte, war hingegen überwiegend als unnötig polarisierend abgelehnt worden: Sie schien die zeitweise enge Kooperation zwischen den deutschen und österreichischen Historikern zu gefährden⁸⁸.

Über dem offensichtlich Trennenden sollte nicht vergessen werden, dass die beiden Streitparteien inhaltlich einander näher waren, als die kämpferische Schroffheit der Auseinandersetzung es suggerierte. Srbik bezeichnete sich selbst als einen Befürworter „großdeutscher“ und „mitteleuropäischer“ Gedanken; tendenziöse „kleindeutsche“ Richtungen der Geschichtswissenschaft, insbesondere eine unkritische Verherrlichung Preußens, lehnte er unmissverständlich ab. Kaindl betonte in eben dieser Frage seine Übereinstimmung mit Srbik⁸⁹. Dieser soll sogar „manche Pfeile“ von seinem Widersacher abgewehrt haben, „als man ihn sogar moralisch fertigmachen wollte“⁹⁰. Inhaltliche Differenzen um einander teils überschneidende Begrifflichkeiten, etwa jene von „großdeutsch“ und „gesamtdeutsch“⁹¹, dürften für sich genommen

86 HAROLD STEINACKER, Österreich und die deutsche Geschichte. Vortrag auf dem Deutschen Historikertag zu Graz (1927), in: DERS., Volk und Geschichte. Ausgewählte Reden und Aufsätze (Brünn/München/Wien 1943) 1–41, hier 22.

87 Vgl. Heinrich von SRBIK, Gesamtdeutsche Geschichtsauffassung, in: Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte 8 (1930) 1–12. Zur Ideologie der so genannten „gesamtdeutschen Geschichtsauffassung“ vgl. HUSS, Von Österreichs deutscher Vergangenheit (wie Anm. 62) 45–50.

88 So jedenfalls deutet OBERKROME, Volksgeschichte (wie Anm. 3) 77, die Kontroverse.

89 Srbik, Korrespondenz (wie Anm. 71) 285, Srbik an Loserth 05.06.1926; Raimund Friedrich KAINDL, Professor v. Srbik und mein Buch „Österreich, Preußen, Deutschland“. Beiträge zur Revision der kleindeutschen Geschichtsschreibung, in: *Schönere Zukunft* 3 (1928) 126–130, hier 128.

90 So äußerte sich jedenfalls ein Laudator Kaindls, der für ihn allerdings so eindeutig Partei ergriff, dass seine Stellungnahme nur einen begrenzten Aussagewert aufweist: HANS PRELITSCH, „Der Karpatendeutsche“ Raimund Friedrich Kaindl. Zu seinem 100. Geburtstag, in: Südostdeutsche Vierteljahressblätter 15 (1966) 198–203, hier 202.

91 Ein gewisses Ausmaß an begrifflicher Verwirrung lässt sich zumindest bei einem späteren Apologeten Kaindls erkennen, der diesen als einen „Vorkämpfer eines gesamtdeutschen [sic!] Geschichtsbewußtseins“ beschrieb. Er setzte damit ausgerechnet jenen Begriff mit Kaindl in Verbindung, den Srbik für die von ihm vertretene Richtung in Anspruch genommen hatte, siehe

den Konflikt kaum erklären⁹². Das grundlegende Einvernehmen darüber, dass der Geschichtswissenschaft eine „Sinn“ stiftende Funktion zukomme, teilten die an der Kontroverse beteiligten Historiker ohnehin.

Wilhelm Mommsen deklarierte für die Geschichtsforschung etwa das Ziel, „ein gemeinsames Geschichtsbild“ zu schaffen, ungeachtet bestehender Differenzen zwischen einer „kleindeutschen“ und einer „großdeutschen“ Richtung⁹³. Solche apologetischen Zugänge zur deutschen Geschichte waren durchwegs darauf angelegt, der Vollendung des deutschen Nationalstaats historiografisch vorzuarbeiten. Freilich setzten die Historiker ihre Akzente jeweils unterschiedlich: Srbik sah in einer „kleindeutschen“ Sicht, aber auch in der von Bismarck „mit Blut und Eisen“ vollzogenen „kleindeutschen“ Lösung positive nationale Werte. Kaindl gewichtete hingegen stärker den „großdeutsch-mitteuropäischen Gedanken“ und versuchte diesem einen historischen „Sinn“ zu verleihen: Er ging dabei so weit, Karl den Großen zum ersten Vollstrecker der Idee eines politisch und kulturell geeinten „Mitteleuropa“ zu erklären⁹⁴. Kaindl gehörte damit zu den „Erfindern“ einer spezifischen historiografischen Tradition⁹⁵, die dazu geeignet schien, deutsche Machtansprüche und Expansionspläne affirmativ als Teil einer angeblich notwendigen geschichtlichen Entwicklung heraus zu begreifen.

III. Eine „kämpferische“ Geschichtswissenschaft? „Nationale Schutzarbeit“ zwischen defensivem Besitzstandsdenken und „völkischer“ Aggression

Die zeitgenössische Relevanz von Kaindls historiografischen Schriften lässt sich nur dann differenziert einschätzen, wenn von der These ausgegangen wird, dass „Wissenschaft“ und „Politik“ bei dem Czernowitzer Historiker einander stark durchdrangen. Damit erfahren die eingangs gestellten Fragen nach seinem Volksbegriff und nach den damit verknüpften Eingrenzungs- und Ausgrenzungsmechanismen neuerlich ihre besondere Konturierung. „Nationale Schutzarbeit“ figurierte als eine Chiffre, die „politische“ und „wissenschaftliche“ Handlungsoptionen eng aufeinander bezog und diese als Ressourcen füreinander ansah.

„Schutzvereine“ dienten in der Selbstsicht „völkischer“ Aktivisten per definitionem der nationalen Selbstverteidigung. Die vereinsmäßig organisierte „Schutzarbeit“

Anton Adalbert KLEIN, Raimund Friedrich Kaindl. Leben und Werk (1866–1930), in: Raimund Friedrich Kaindl (wie Anm. 14) 7–12, hier 11.

92 Gottas nimmt an, dass die Auseinandersetzung zwischen den beiden Historikern in Kaindls Berufung nach Graz einen Hintergrund hatte. Srbik äußerte sich nämlich gegenüber Bauer wenig erfreut darüber, dass gerade Kaindl, den er als Konkurrenten „für nicht sehr gefährlich“ hielt, das Amt erhalten hatte. Zitiert nach GOTTAS, Neuland (wie Anm. 3) 165f.

93 MOMMSEN, Beurteilung (wie Anm. 82) 543.

94 „Seit Karl dem Großen“ beherrsche die Mitteleuropa-Idee „das deutsche Schicksal“. KAINDL, Österreich, Preußen, Deutschland (wie Anm. 60) IX.

95 Vgl. hierzu Eric J. HOBBSBAWM, Das Erfinden von Traditionen, in: Kultur & Geschichte. Neue Einblicke in eine alte Beziehung, hg. v. Christoph CONRAD, Martina KESSEL (Stuttgart 1998) 97–118.

orientierte sich meist auf multiethnische Grenzregionen hin. Sie umfasste durchaus offensiv angelegte wirtschaftliche, politische und medial-propagandistische Aktivitäten. Vor dem Ersten Weltkrieg war Kaindl einer der rührigsten Akteure deutschnationaler „Schutzarbeit“ in der Bukowina. Ethnografische und historische Veröffentlichungen, in denen Kaindl die kulturellen Leistungen deutscher Kolonisten herausstellte, deckten nur eine Seite seiner im weiteren Sinn „politischen“ Aktivitäten ab. Die vermutlich weite Kreise ansprechende publizistische Seite seines aktiven Eintretens für das „Deutschtum“ umfasste seine Mitarbeit an verschiedenen galizien- und bukowinadeutschen Zeitungen und Zeitschriften⁹⁶, die Veröffentlichung heimattümelnder Belletristik⁹⁷, vor allem aber die Konzeptualisierung und Durchführung so genannter „Karpatendeutscher Tagungen“. Kaindl selbst betonte, dass die Geschichtswissenschaft die nationale „Schutzarbeit“ mit historischen Argumenten unterstützen sollte: Habe ihn „früher“ vor allem sein historisches Interesse dazu veranlasst, sich mit der deutschen Einwanderung zu befassen, so sei mit dem Aufkommen der deutschen „Schutzvereine“ die Idee hinzugetreten, „daß diese Forschungen die Schutzarbeit fördern könnten“⁹⁸. Die historische Forschung habe so „die früher bestandenen innigen freundschaftlichen Beziehungen zwischen den Ansiedlungsgebieten“ festgestellt, „die vielfach überaus gleichmäßige historische Entwicklung dieser Siedlungen“ aufgedeckt und schließlich auf „die gemeinsame Abstammung der Kolonisten“ hingewiesen⁹⁹.

Der Utopie einer deutschen „Volksgemeinschaft“ folgend, die „reale“ gesellschaftliche Interessenskonflikte negierte, begründete Kaindl den Sammelbegriff der „Karpatendeutschen“. Das Bewusstsein für die nationale Zusammengehörigkeit der deutschsprachigen Bevölkerung, die in diesen Ländern verstreut siedelte, musste allerdings erst projektiv geschaffen werden¹⁰⁰. Hierzu bedurfte es eines organisatorischen Rahmens – der „Karpatendeutschen Tagungen“ – und vor allem einer diskursiven Selbstverständigung jener bildungsbürgerlichen Eliten, die das Projekt des „Karpatendeutschtums“ ins Werk setzten. Kaindl war der Initiator dieser Veranstaltungen, die in Czernowitz (1911), in Ruma in Slawonien (1912), in Wien (1913) und in Biala in Westgalizien (1914) stattfanden. Unterstützung fand Kaindl, der 1911 in Czernowitz zum Vorsitzenden des geschäftsführenden Ausschusses der „Karpatendeutschen Tagungen“ gewählt wurde¹⁰¹, vor allem bei Aktivisten der un-

96 Wie z. B. am „Deutschen Volksblatt für Galizien“, für das Kaindl historische Beiträge verfasste; vgl. Deutsche Geschichte im Osten Europas (wie Anm. 48) 139–140.

97 Zu den literarischen Mustern und slawophoben Stereotypen in KAINDLs Heimatromanen: Die Tochter des Erbvogts. Roman aus Krakaus deutscher Zeit (Stuttgart/Berlin 1914), und: Lose der Liebe. Roman aus den deutschen Ostmarken (München 1925), vgl. Andrei CORBEA-HOISIE, Czernowitzer Geschichten. Über eine städtische Kultur in Mitteleuropa (Wien/Köln/Weimar 2003) bes. 131–147.

98 KAINDL, [Selbstdarstellung] (wie Anm. 16) 18.

99 Raimund Friedrich KAINDL, Die Karpathendeutschen und ihre Tagungen, in: Österreichische Rundschau 36 (1913) 157–163, hier 160–161.

100 Zur primordialistischen Konzeption der Nation und den Phantasmen ihrer „Erweckung“ vgl. Ernest GELLNER, Nationalismus. Kultur und Macht (Berlin 1999) 147–150.

101 Zum Obmannstellvertreter des Ausschusses wurde der deutschradikale Landtagsabgeordnete in der Bukowina Edwin von Landwehr gewählt, vgl. Deutschradikales Jb. 3 (1913) 343.

garndeutschen Bewegung, wie zum Beispiel bei den Minderheitenpolitikern Edmund Steinacker und Rudolf Brandsch¹⁰².

Kaindl stellte die Erhaltung des Deutschtums in den östlichen Ländern der Monarchie als „eine staatserhaltende Tat“ dar. Daneben betonte er das „völkische“ Ziel eines Zusammenschlusses der „Karpatendeutschen“: Das „Karpathenland“ bilde nämlich „einen wichtigen Teil der Ostgrenze des geschlossenen deutschen Siedlungsgebietes in Mitteleuropa [...] Wo auch immer diese Vorposten vernichtet werden oder weichen, beginnt das Eindringen feindlicher Elemente in das deutsche Mutterland [...] Bricht einmal dieser Damm zusammen, dann werden die begehrlichen Feinde Streifen für Streifen deutschen Besitzes zu verschlingen suchen; alle freigewordenen Kräfte und Mittel, die jetzt der Kampf an den Grenzen bindet, werden zu diesem Zweck verwendet werden“. Im Übrigen pflegten auch deutsche Historiker in Bezug auf die preußischen „Ostmarken“ den Mythos der deutschen „Vorposten“ und beschworen die Gefahren slawischer Einwanderung: „Wer die Dämme einreißt“, so etwa Dietrich Schäfer in ähnlicher Diktion wie Kaindl, „läßt die Flut ins Land“¹⁰³. Dass die slawischen „Feinde“ sich schon bedrohlich mitten im deutschen Kerngebiet eingenistet hatten, suggerierte Kaindl mit folgenden Worten: „Wie begehrlich treten die Tschechen schon heute im deutschen Wien auf; welche Erfolge würden sie erringen, wenn sie einmal das Deutschtum in den Sudeten niedergerungen hätten!“¹⁰⁴.

Begleitet von derartigen düsteren Warnungen und flammenden Appellen an das deutsche Gemeinschaftsgefühl, entfalteten die „Karpatendeutschen Tagungen“ eine Art Leistungsschau des „Deutschtums“ im Südosten der Monarchie¹⁰⁵. Besonders gegenüber Slawen und Ungarn sollte die „völkische“ Geschlossenheit der „Karpatendeutschen“ veranschaulicht werden. Dahinter stand die sozialdarwinistisch grundierte Vorstellung, dass die einzelnen Nationen in einem andauernden Wettbewerb stünden. Die ritualisierte Inszenierung „völkischer“ Einheit hatte eine nationalen Sinn stiftende Funktion. Kaindl beschrieb die vermeintlich erfolgreiche kulturelle Mission und deutsche „Arbeit“ im früher unzivilisierten „Osten“ in häufig wiederkehrenden Wendungen. Die stete Wiederholung der nur wenig variierten Botschaft war sowohl ein Charakteristikum seiner Veröffentlichungen, als auch des überregionalen und überkonfessionellen „völ-

¹⁰² Vgl. Edmund STEINACKER, Lebenserinnerungen (München 1937) 196.

¹⁰³ Zitiert nach Steffen BRUENDEL, Volksgemeinschaft oder Volksstaat. Die „Ideen von 1914“ und die Neuordnung Deutschlands im Ersten Weltkrieg (Berlin 2003) 284; KAINDL, Die Karpathendeutschen (wie Anm. 99) 158f.

¹⁰⁴ Ebd. (KAINDL) 159.

¹⁰⁵ Hier kann und soll ein tatsächlicher „Erfolg“ dieser Tagungen im Sinne ihrer gesellschaftlichen Reichweite nicht abgeschätzt werden. Dass Kaindls Absicht, das „Zusammengehörigkeitsgefühl“ der Deutschen im Karpatenraum zu stärken, als „durchaus gelungen betrachtet werden“ kann, gilt in der Literatur weithin als erwiesen, so z. B. SEEWANN, Kaindl (wie Anm. 5) 319. Neuere Forschungsansätze treten hingegen für eine vergleichende Analyse ein, um die tatsächliche gesellschaftliche Relevanz derartiger Strömungen einzuschätzen, vgl. hierzu Peter HASLINGER, Nationale Schutzvereine in Ostmitteleuropa. URL: <http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/termine/id=4891> (17.02.2006). Zur Bewertung dieser Tagungen innerhalb der „völkischen“ Bewegung vgl. auch STEINACKER, Lebenserinnerungen (wie Anm. 102) 180–196.

kischen“ Zusammenschlusses, wie er in den „Karpatendeutschen Tagungen“ einleuchtend zum Ausdruck gebracht werden sollte.

In der Bukowina wirkte sich die Tendenz, politische Verhältnisse aus einem ethnisierten Blickwinkel heraus zu betrachten, vergleichsweise spät gesellschaftlich aus. Jacques Le Rider konstatiert, dass vor dem Ersten Weltkrieg in dieser artifiziellsten Provinz der Monarchie ein „Fast-Gleichgewicht der Völker“ existierte. Eine derartige Balance lässt sich jedoch kaum auf einer abstrakten Ebene der „Völker“ ausmachen, sondern dürfte eher als Ausdruck eines Elitenkonsenses zu beschreiben sein. Ein solches – wie auch immer geartetes – zeitlich begrenztes interethnisches Einvernehmen scheint paradoxerweise die Entstehung einer territorialen Identität begünstigt zu haben, die ethnisch definierte Sonderinteressen zeitweilig zu überlagern vermochte. Als eine regionale Besonderheit erschien weiters der Umstand, dass die Bukowinaer Juden eine eigene „deterritoralisierte“ „Nationalität“ bildeten¹⁰⁶. Deutschnationale „Schutzarbeit“ konnte sich nicht zuletzt deshalb in der Bukowina wenigstens eine Zeitlang mit der „übernationalen“ Konzeption des österreichischen Staates verbinden¹⁰⁷.

Dies sollte sich spätestens, allerdings erheblich mit den Umwälzungen des Ersten Weltkriegs ändern. Der Krieg entfesselte in Kreisen deutscher und österreichischer Politiker und Gelehrter eine rege bevölkerungspolitische Debatte um die ethnischen Grenzlinien in Ostmittel- und Südosteuropa. Deutsche Wissenschaftler arbeiteten umfassende Siedlungspläne aus, die den Zweck verfolgten, „durch die Aussiedlung eines Teils der polnischen Bevölkerung Raum für deutsche Siedler zu gewinnen“. Diese Kolonisten sollten idealiter einen „Grenzwall“ gegen die „slawische Flut“ schaffen¹⁰⁸. Der inzwischen in Graz tätige Kaindl, den Srbik im Jahr 1916 in einem Brief an einen Kollegen im Übrigen einen *begeisterten Kriegsfreund* nannte¹⁰⁹, dürfte sich angesichts der Radikalisierung des ethнопolitischen Diskurses darin bestärkt gefühlt haben, die deutschsprachigen Bevölkerungsgruppen in Ostmitteleuropa als möglichst weiter auszubauende „Vorposten“ deutscher Kultur zu betrachten.

In der Schrift „Deutsche Siedlung im Osten“ drückte er seine Erwartung aus, dass der „Überschuß deutscher Volkskraft“, der seit der Entdeckung Amerikas nach Übersee abgefließen und dem deutschen „Volkstum“ verloren gegangen sei, nun endlich in den Raum zwischen Westkarpaten und Donaumündungen gelenkt werden könnte¹¹⁰. Der Weltkrieg habe die verbündeten Mittelmächte von ihren überseeischen

¹⁰⁶ Jacques LE RIDER, Die Erfindung regionaler Identität: Die Fälle Galiziens und der Bukowina, in: Metropole und Provinzen in Altösterreich (1880–1918), hg. v. Andrei CORBEA-HOISIE, Jacques LE RIDER (Wien/Köln/Weimar 1996) 11–16, hier 15.

¹⁰⁷ Ebd. 16.

¹⁰⁸ Vgl. Wolfgang J. MOMMSEN, Anfänge des *ethnic cleansing* und der Umsiedlungspolitik im Ersten Weltkrieg, in: Mentalitäten – Nationen – Spannungsfelder. Studien zu Mittel- und Osteuropa im 19. und 20. Jahrhundert, hg. v. Eduard MÖHLE (Marburg 2001) 147–162, hier bes. 152; vgl. hierzu auch Vejas Gabriel LIULEVICIUS, Kriegsland im Osten. Eroberung, Kolonisierung und Militärherrschaft im Ersten Weltkrieg (Hamburg 2002).

¹⁰⁹ Srbik, Korrespondenz (wie Anm. 71) 59, Srbik an Emil von Ottenthal 10.01.1916.

¹¹⁰ Fast gleich lautende Vorschläge unterbreiteten in den 1840er Jahren der Ökonom Friedrich List und in den 1880er Jahren der „völkische“ Theoretiker Paul de Lagarde, vgl. Wolfgang WIPPERMANN,

Verbindungen abgeschlossen. Umso mehr sei es jetzt notwendig, die Jahrhunderte lang versäumte Gewinnung deutschen Koloniallands im Osten wieder aufzunehmen, dort neue Absatzmärkte zu erschließen und so die wahre politische Aufgabe der verbündeten Monarchien zur Geltung zu bringen. Während er wie bisher davor warnte, die „karpatendeutschen“ Siedlungen aufzugeben, trat er jetzt zusätzlich dafür ein, von ihm nicht näher bestimmte „unzuverlässige Elemente“ umzusiedeln und die aus Südrussland abwandernden Deutschen „in unsere Grenzgebiete“ zu verpflanzen¹¹¹. Seine kolonialimperialistische Argumentationslinie, die wirtschaftliche Interessen mit „völkischen“ Expansionsphantasien verknüpfte, behielt Kaindl trotz des für Österreich und Deutschland verlorenen Weltkrieges unverändert bei. Im Jahr 1921 erklärte er, dass die deutsche Siedlung in den Karpatenländern im höheren Interesse des gesamten Deutschtums liege. Da die „Überseepolitik“ gescheitert sei, biete sich „der Osten“ mehr denn je als Zielgebiet „überschüssiger“ Kräfte an¹¹².

Der appellative Grundzug dieser Schriften ist ebenso deutlich erkennbar wie ihre relative praktische Unbestimmtheit. Kaindls plakative Forderungen nach einem bevölkerungspolitisch begründeten Siedlungsprogramm wurden im Ersten Weltkrieg gewissermaßen „zeitgemäß“. Sie gehörten ebenso zur Agenda der Kriegszieldebatte wie die programmatische Vision eines deutsch beherrschten „Mitteleuropas“¹¹³. Die von Kaindl skizzierten Vorstellungen, wie die Bevölkerung in Ostmitteleuropa aufgrund zugeschriebener Kriterien ihrer ethnischen Herkunft umgeschichtet werden könnte, deuteten jedoch bereits auf eine solche Konzeptualisierungen weit verschärfende, ethnopolitisch radikalisierte Variante deutscher Hegemonialpolitik in Osteuropa hin. Diese sollte allerdings erst im Zweiten Weltkrieg im Zeichen nationalsozialistischer Rassen- und Bevölkerungspolitik verwirklicht werden.

IV. „Der Karpatendeutsche“: Zur Rezeption Kaindls in der „Volksgeschichte“ der späten Weimarer Republik und des „Dritten Reiches“

Als Kaindl am 14. März 1930 in Graz verstarb, würdigte Hans Pirchegger seinen Kollegen mit folgenden Worten: „Ein aufrechter Mann, einfach, ehrlich und treu, ein Feind jeder Lüge und Intrige, voll Liebe zum deutschen Volk und Reich, so stand Kaindl vor uns und so wird er weiterleben, der Karpathendeutsche“¹¹⁴. Den Mythos, ein Vorkämpfer des Deutschtums im „Osten“ zu sein, hatte der Verstorbene in Eigenregie

Antislavismus, in: Handbuch zur „Völkischen Bewegung“, hg. von Uwe PUSCHNER (München 1996) 512–524, hier 520–521.

111 Raimund Friedrich KAINDL, Deutsche Siedlung im Osten (Der Deutsche Krieg. Politische Flugschriften 34, Stuttgart/Berlin 1915) bes. 9, 10, 15, 22, 34, 36, 37.

112 Raimund Friedrich KAINDL, Deutsche nach dem Osten! Eine Denkschrift über unsere künftige Wirtschaftspolitik, in: Deutschlands Erneuerung 1/2 (1921) 34–40, 94–102, hier 98.

113 Vgl. hierzu Friedrich NAUMANN, Mitteleuropa (Berlin 1915).

114 Hans PIRCHEGGER, Raimund Friedrich Kaindl, in: Deutsche Hefte für Volks- und Kulturbodenforschung 1 (1930/31) 32–34, hier 34.

schon zu Lebzeiten zu inszenieren verstanden. Zumindest in landsmannschaftlichen Kreisen der Galizien- und Bukowinadeutschen haftete ihm seither der Ruf des unbeugsamen „Karpatendeutschen“ an¹¹⁵. Hier soll danach gefragt werden, ob und wie Kaindls Schriften in „volksgeschichtlichen“ Strömungen der 1930er und 1940er Jahre rezipiert wurden. Dabei wird die Beobachtung zugrunde gelegt, dass seine frühen ethnografischen und landesgeschichtlichen Studien sowohl methodologische, als auch thematische Affinitäten zur späteren „Volksgeschichte“ aufwiesen¹¹⁶.

Die verschiedenen Richtungen und Theoreme, die unter dem Oberbegriff einer deutschen „Volksgeschichte“ gebündelt werden sollten, bildeten innerhalb der deutschen Geschichtswissenschaft keine homogene Strömung oder Denkschule. Verschiedene Ausprägungen „völkischer“ Geschichtsforschungen wiesen gleichwohl grundlegende Gemeinsamkeiten auf, so in der permanenten Heroisierung des deutschen „Grenzkampfes“ oder in der chauvinistischen Behauptung einer spezifischen deutschen Kulturmission im „Osten“. Historiker des „Grenz- und Auslandsdeutschtums“ bezogen sich häufig auf das deutsche „Volk“ als Ganzes, sie gliederten dieses aber oftmals in verschiedene ethnische Untereinheiten auf. So konnten beispielsweise die deutschen „Stämme“, etwa der karpatendeutsche „Stamm“, im Rahmen der deutschen „Volksgeschichte“ als eigenständige historische Subjekte angesehen werden. Die Betonung von „Volk“ und „Raum“ bildete in derartigen Studien ein rhetorisches Kontinuum.

So gliederte sich zum Beispiel die „Geschichte der ostdeutschen Kolonisation“ von Rudolf Kötzschke und Wolfgang Ebert nach „Landschaften“. Kaindls „Karpatenraum“ kam hier nicht als eigenständige „Landschaft“ vor¹¹⁷. Kaindls Ansinnen, die „Karpatendeutschen“ als eine räumlich abgrenzbare Einheit des deutschen „Volks“ zu betrachten, blieb, wenn auch nicht immer unter diesem Begriff und nicht immer in direktem Bezug auf Kaindl, in den 1930er Jahren gleichwohl nicht ohne Widerhall: So bildeten die „Karpatendeutschen“ in Josef Nadlers „Literaturgeschichte der deutschen Stämme und Landschaften“, aber auch in dem populären Sammelwerk „Der deutsche Volkscharakter“ einen von mehreren so bezeichneten deutschen „Volksstämmen“¹¹⁸. Josef Hanika, der für das zuletzt genannte Handbuch einen Beitrag über die „Karpatendeutschen“ verfasste, beschrieb Kaindls „Geschichte der Deutschen in den Karpathenländern“ an anderer Stelle als wegweisend. Dieser Versuch einer Synthese habe zwangsläufig nur einen ersten Überblick über den Stoff geben können: Denn „ein lückenloses geschichtliches Gesamtbild des Deutschtums im Karpathenland wird erst gezeichnet werden können, bis die Einzelzüge herausgearbeitet sein werden“¹¹⁹.

115 Vgl. PRELITSCH, „Der Karpatendeutsche“ (wie Anm. 90).

116 So die Argumentation von OBERKROME, Volksgeschichte (wie Anm. 3) 52f.

117 Rudolf KÖTZSCHKE, Wolfgang EBERT, Geschichte der ostdeutschen Kolonisation (Leipzig 1937) 248f.

118 Josef NADLER, Literaturgeschichte der deutschen Stämme und Landschaften 4: Der deutsche Staat (1814–1914) (Regensburg 1928) 975; Josef HANIKA, Die Karpatendeutschen, in: Der deutsche Volkscharakter. Eine Wesenskunde der deutschen Volksstämmen und Volksschläge, hg. v. Martin WÄHLER (Jena 1937) 514–523.

119 Josef HANIKA, Ostmitteldeutsch-bairische Volkstumsmischung im westkarpathischen Bergbaugebiet.

Fritz Valjavec vertrat zu Kaindl eine ähnliche Position¹²⁰: Der Münchener „Südostforscher“ sah in ihm einen wichtigen Pionier, „dessen geschichtliches Verdienst“ es sei, „eine deutsche Südostforschung überhaupt erst in die Wege geleitet zu haben. Mochte auch seine ‚Geschichte des Deutschtums in den Karpatenländern‘ mangels entsprechender Vorarbeiten ungenügend sein, so war immerhin durch Kaindl der Weg für die Zukunft gewiesen“¹²¹. Richard Bahr, der Kaindl als Vordenker der Deutschtumsforschung sonst hoch einschätzte, äußerte sich kritisch zu dem für dieses Werk zentrale räumliche Konstrukt: Kaindl habe, „vielleicht etwas vorschnell systematisierend“, als „Entdecker“ des „Südostdeutschtums“ den Namen „Karpatendeutschtum“ eingeführt. „Die Einheit, die Kaindl [...] im Deutschtum des Südostens zu sehen glaubte, war es nicht. Die sollte es erst werden. Immerhin ward er auch hier zum Pfadfinder und Bahnbrecher“¹²². Valjavec und Bahr dürften an Kaindls Begriffskonzept nicht zuletzt deshalb angeknüpft haben, um das „Karpatendeutschtum“ – nun unter dem Namen „Südostdeutschtum“ – neuerlich für politische Zwecke zu instrumentalisieren. Dieses sollte einen Platz in der aggressiv vorangetriebenen, nationalsozialistisch bestimmten europäischen „Neuordnung“ bekommen¹²³. Das Deutschtum in „Südosteuropa“ sollte jetzt so dargestellt werden, dass es unter dem Einfluss eines erst jüngst erfolgten, „völkischen“ Aufbruchs, in den bereits die nationalsozialistische Ideologie stimulierend hinein gewirkt hatte, politisch geeint worden sei. Frühere Ansätze zu einer derartigen „Einigung“, wie sie zum Beispiel die von Kaindl organisierten „Karpatendeutschen Tagungen“ darstellten, wurden aus diesem Grund, bei aller gleichzeitigen wortreichen Anerkennung der Leistungen früherer Vorkämpfer des „Deutschtums“, von der jüngeren Generation der Volkshistorie weithin negiert.

In „volks-“ und „siedlungsgeschichtlichen“ Diskursen galt Kaindl als wichtiger historischer „Vorläufer“. Besonders in der deutschen historischen „Südostforschung“ eigneten sich konstruierte „Ahnen“ wie Kaindl dazu, um das neue Forschungsprogramm von ersten Begründungen zu entlasten. Gleichzeitig konnten Kaindls Vorgaben als unzureichend eingestuft werden. Die damit erzeugten „Distinktionsgewinne“ ließen genügend Raum, um Vorschläge für eine methodische Weiterentwicklung zu machen¹²⁴. Der Volkskundler und Siedlungshistoriker Walter Kuhn beispielsweise setzte sich in seiner Studie „Die jungen deutschen Sprachinseln in Galizien“ einge-

Dargestellt an Herkunft, Besiedlung, Recht und Mundart der Sprachinsel Kremnitz – Deutsch-Proben (Münster 1933) 6. Ähnliche Einschätzungen fanden sich schon in Rezensionen, unmittelbar nachdem dieses Werk erschienen war, vgl. u. a. Karl UHLIRZ, Besprechung Raimund Friedrich Kaindl, Geschichte der Deutschen in den Karpathenländern, Bde. 1–2, in: HZ 103 (1909) 605–609, hier 606.

120 Zu Valjavec vgl. den Beitrag über Wilfried Krallert in diesem Band.

121 Fritz VALJAVEC, Wege und Wandlungen deutscher Südostforschung, in: Südostdeutsche Forschungen 1 (1936) 1–14, hier 5.

122 Richard BAHR, Deutsches Schicksal im Südosten (Hamburg 1936) 22.

123 Zum nationalsozialistischen Südosteuropa-Begriff vgl. Karl KASER, Südosteuropa. Geschichte und Geschichtswissenschaft (Wien 2002) 22.

124 Zur wissenschaftspolitischen Funktionalisierung dieser argumentativen Strategie vgl. Petra BODEN, Müssen wir alles anders machen? URL: <http://iasl.uni-muenchen.de/rezensio/liste/Boden.html> (17.02.2006).

hend mit den Arbeiten des Czernowitzer Historikers auseinander. Dabei wird die auf Quellenforschung und kartografische Darstellung gestützte Denkvorgabe erkennbar, die innere Geschlossenheit des deutschen Kultur- und Rechtsgebiets in Ostmitteleuropa zu betonen und so über Kaindls Ansätze deutlich hinauszugehen. Kuhn beanstandete unter anderem Kaindls Karte des deutschen Rechts, die im ersten Band seiner „Geschichte der Deutschen in den Karpathenländern“ abgedruckt war. Diese stelle nämlich „nur einen Bruchteil der mittelalterlichen Rechtsverleihungen im Westen“ dar, „dagegen viele erst im 16.–18. Jahrhundert mit deutschem Recht bewidmete Städte im Osten. Dadurch wird in seiner Karte der Schwerpunkt des Rechtsgebietes nach Osten zu verschoben.“¹²⁵

Adolf Helbok, einer der damaligen Ordinarien der Volkstumshistorie, suchte die „Volksgeschichte“ untrennbar mit einer spezifischen Auffassung von „Volkskunde“ zu verknüpfen¹²⁶. Kaindl hatte zwar gleichfalls eine solche Verbindung angestrebt, aber Helbok stufte sein Streben nur mehr als „historisch“ interessant ein. Helbok entwarf eine anscheinend „zeitgemäße“ sozialbiologische Spielart der „Siedlungsgeschichte“, an der er bisher in diesem Feld entstandene Studien zu messen suchte: „Moderne siedlungsgeschichtliche Untersuchungen des Deutschtums in Ungarn“, die diesen raum-deterministischen und rassistischen Ansprüchen genügten, lagen seiner Meinung nach jedoch bisher nicht vor: „K.[onrad] Schünemann hat dafür die früheste Zeit bis zum 12. Jahrhundert dargestellt und vor ihm R.[aimund] Kaindl [...] Alle diese Arbeiten, vor allem das Werk Kaindls [...], sind wertvolle historische Darlegungen, geben uns aber über die Siedlungsvorgänge in der von uns gemeinten Art [...] nicht befriedigende Aufschlüsse“¹²⁷. Hermann Aubin meinte hingegen in einem forschungsgeschichtlichen Rückblick zur „Geschichte der Deutschen in den Karpathenländern“: „Was bei Kaindl wenig mehr als ein Gerippe von Ortsnamen und Jahreszahlen war, steht heute als ein gefestigtes Bild geschichtlicher Entwicklung vor uns, deren Bedingungen und Zusammenhänge faßbar sind.“ Die regional orientierte „volksgeschichtliche“ Einzelforschung habe „das karge von Kaindl entworfene Bild bereichert und innerlich vielseitig belebt“¹²⁸. Kaindl stand aus der damaligen Sicht deutscher „Volkshistoriker“ am Beginn einer kontinuierlichen Entwicklung zu einer „ganzheitlichen“ Betrachtung

125 Walter KUHN, Die jungen deutschen Sprachinseln in Galizien. Ein Beitrag zur Methode der Sprachinselforschung (Münster 1930) 16; vgl. auch Walter KUHN u. a., Galizien, in: Handwörterbuch des Grenz- und Auslandsdeutschtums 3, hg. v. Carl PETERSEN u. a. (Breslau 1938) 1–47, hier 46. Kuhn würdigt Kaindl hier auch für Galizien als führenden Vertreter der „bodenständige[n] Heimatforschung“ vor dem Ersten Weltkrieg; vgl. auch R. SPEK, E. v. LANDWEHR u. a., Bukowina, in: Handwörterbuch des Grenz- und Auslandsdeutschtums 1, hg. v. Carl PETERSEN u. a. (Breslau 1933) 611–644.

126 Vgl. Adolf HELBOK, Was ist deutsche Volksgeschichte? Ziele, Aufgaben und Wege (Berlin/Leipzig 1935) 9.

127 Adolf HELBOK, Deutsche Siedlung. Wesen, Ausbreitung und Sinn (Halle/Saale 1938) 173f.

128 Hermann AUBIN, Das Gesamtbild der mittelalterlichen deutschen Ostsiedlung, in: Deutsche Ostforschung 1 (Deutschland und der Osten. Quellen und Forschungen zur Geschichte ihrer Beziehungen 20, Leipzig 1942) 331–361, hier 338 und 340. Zu Aubin jetzt ausführlich Eduard MÖHLE, Für Volk und deutschen Osten. Der Historiker Hermann Aubin und die deutsche Ostforschung (Schriften des Bundesarchivs 65, Düsseldorf 2005), ohne Thematisierung Kaindls.

der deutschen „Ostsiedlung“. Aubin, im „Dritten Reich“ und danach einer der programmatischen Köpfe der „Volksforschung“, betrachtete diese als das höchste Ziel einer Disziplinen übergreifenden deutschen „Ostforschung“.

V. Zusammenfassung

„Wissenschaftliche“ und „politische“ Zielsetzungen waren in Kaindls wissenschaftlichem Werk eng miteinander verwoben: In der Habsburgermonarchie stellte Kaindl seine publizistischen Aktivitäten in den Dienst eines gleichermaßen „großdeutsch“ orientierten wie staatsloyalen Konzepts einer historisch legitimierten, gegen Assimilation und Abwanderung gerichteten Solidarisierung der „Karpatendeutschen“. Diesem Zweck sollte auch seine „praktische“ Tätigkeit als Begründer und maßgeblicher Organisator der „Karpatendeutschen Tagungen“ dienen. Die Inszenierung „völkischer“ Einheit versinnbildlichte den Anspruch des „Deutschtums“, im Wettbewerb mit den slawischen Nationalitäten des Habsburgerreichs seine regionale wirtschaftliche, kulturelle und politische Vormachtstellung zu behaupten. In den 1890er Jahren begann Kaindl seine historisch-volkskundlichen Studien insbesondere zur Bukowina und Galiziens zu veröffentlichen. Damals begründete er seinen Ruf als nationalbewusster Erforscher deutschsprachiger Siedlungsgruppen dieses Gebiets. Diese Forschungen gipfelten in der dreibändigen „Geschichte der Deutschen in den Karpathenländern“ (1907–11). Indem er seine rechts- und siedlungsgeschichtlichen Studien mit ethnografischen Feldforschungen verknüpfte, gelangte er zu einer in seiner Zeit ungewöhnlichen, auf das deutsche „Volk“ hin zentrierten Auffassung von Landes- und Regionalgeschichte. Methodisch zwischen „Geschichte“ und „Volkskunde“ oszillierend, gelang es Kaindl jedoch nie, als Historiker eine über seine Wirkungsorte Czernowitz und Graz hinaus reichende Anerkennung zu finden. Mit seiner Polemik gegen die „kleindeutsche“ Geschichtsbetrachtung rief er nach 1918 zudem die einmütige Ablehnung der einflussreichen „Wiener Schule“ der österreichischen Geschichtswissenschaft hervor. Ihren abschließenden Kulminationspunkt erreichte die Kontroverse zwischen Kaindl und seinen Kritikern aus der österreichischen und deutschen Geschichtsforschung 1927 beim „Deutschen Historikertag“ in Graz. Erst „Volksgeschichte“ und „Ost-“ und „Südostforschung“ bezogen sich seit den 1930er Jahren erneut in legitimatischer Absicht auf Kaindl als einen Pionier „völkischer“ Forschungen und regionaler Deutschtumspolitik im Karpatengebiet.

Alfons Dopsch (1868–1953) Die „Mannigfaltigkeit der Verhältnisse“

von Thomas Buchner

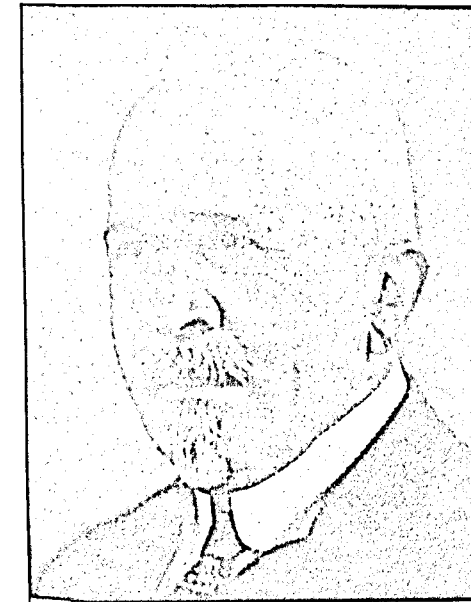


Abb. 8: Alfons Dopsch

I. Einleitung¹

Der Historiker Alfons Dopsch wird in Überblicksdarstellungen als „einer der angesehensten Vertreter seines Fachs in seiner Zeit“² beurteilt, dessen größere Publikationen zu den „Hauptwerken der Geschichtsschreibung“³ zählen. Seine Arbeiten hätten „wie ein Erdbeben gewirkt und die althergebrachten herrschenden Lehren auf weite

- 1 Teile der Forschungen zu Dopsch wurden im Rahmen eines von der Kulturabteilung der Stadt Wien/Wissenschafts- und Forschungsförderung geförderten Projekts zum Thema „Traditionen der Wiener Wirtschafts- und Kulturgeschichte. Alfons Dopsch und sein ‚Seminar‘ in vergleichender Perspektive“ (Leitung: Prof. Dr. Josef Ehmer) durchgeführt. Ich danke Prof. Dr. Heinz Dopsch für die Möglichkeit, die in seinem Besitz befindlichen Dokumente zu Alfons Dopsch einsehen zu dürfen (zitiert als: Bestand Dopsch). Für Hinweise danke ich Josef Ehmer, Reinhold Reith, Alexander Pinwinkler und Robert Brandt.
- 2 Hanna VOLLRATH: Alfons Dopsch, in: Deutsche Historiker 7, hg. v. Hans-Ulrich WEHLER (Göttingen 1980) 39–54, hier 49.
- 3 Hanna VOLLRATH: Alfons Dopsch, in: Hauptwerke der Geschichtsschreibung, hg. v. Volker REINHARDT (Stuttgart 1997) 125–138.